



Rezensionen und Anzeigen

Sonja Schreiner: Jochen Althoff – Diego De Brasi – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 33*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2023. 196 S. Ill. ISBN 978-3-86821-992-0. ISSN 0942-0398 44

Sonja Schreiner: Andreas Schwab, *Fremde Religion in Herodots „Historien“*. Religiöse Mehrdimensionalität bei Persern und Ägyptern, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2020. (Hermes Einzelschrift. 118.) 307 S. ISBN 978-3-515-12720-2 (Print). ISBN 978-3-515-12740-0 (E-Book) 48

Sonja Schreiner: Gernot Michael Müller (Hg.), *Figurengestaltung und Gesprächsinteraktion im antiken Dialog*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021. (Palingenesia. 126.) 315 S. ISBN 978-3-515-12906-0 (Print). ISBN 978-3-515-12907-7 (E-Book) 52

Alfred Dunshirn: Anna Ginestí Rosell, *Dialogpoetik der Quaestiones Convivales* von Plutarch, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Plutarch-Studien. 1.) 301 S. ISBN 978-3-525-36156-6. ISSN 2941-0010 58

Sonja Schreiner: Daniel Emmelius, *Das Pomerium*. Geschriebene Grenze des antiken Rom, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2021. (Studien zur Alten Geschichte. 30.) 411 S. Ill. ISBN 978-3-949189-06-7 59

Sonja Schreiner: Jan M. König, *Ovids Ars amatoria und Remedia amoris im Licht ihrer Rezeption*. Rollenspiele erotodidaktischer Kommunikation. Darmstadt: wbv Academic 2023. 471 S. ISBN 978-3-534-27607-3. eBook (PDF): ISBN 978-3-534-27608-0 64

Laurenz Enzberger: Ruth M o n r e a l, Aeneas als Held und Erzähler. Zur narrativen Gestaltung von Vergils Aeneis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Hypomnemata. 214.) 424 S. ISBN 978-3-525-31147-9 68

Berkan Sariaydin: Dennis P a u s c h, Zeitmontagen in Vergils *Aeneis*. Anachronismen als literarische Technik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Hypomnemata. 215.) 162 S. III. ISBN 978-3-525-31152-3. ISSN 0085-1671 75

Sonja Schreiner: Holger S o n n a b e n d, Tiberius. Kaiser ohne Volk. Darmstadt: wbg. Philipp von Zabern 2021. (Historische Biographie.) 271 S. III. ISBN 978-3-8053-5258-1. eBook (PDF): ISBN 978-3-8053-5269-7. eBook (epub): ISBN 978-3-8053-5268-0 78

Katja Weidner: Otloh von St. Emmeram. Von Engeln und Teufeln. Der Liber Visionum Otlohs von St. Emmeram. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und kommentiert von Sabine G ä b e. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 2023. (Mittellateinische Bibliothek. 12.) XXXVIII + 141 S. ISBN 978-3-7772-2308-7. ISSN 2699-8653 81

Sonja Schreiner: Laetitia R i m p a u, Visionen neuer Wissenschaft. Zur dialogischen Dichtung von Dante Alighieri und Johannes Kepler. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2021. (Studien zu Literatur und Erkenntnis. 19.) 648 S. III. ISBN 978-3-8253-4685-0 83

Sonja Schreiner: Laura U n t n e r (Hg.), Sappho. Texte zur literarischen Rezeption im deutschsprachigen Raum. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023. (Reflexe der Weltliteratur. 2, hg. von Achim Hermann H ö l t e r.) 453 S. ISBN 978-3-8260-7741-8 87

Günther Fischer: Gabriel S i e m o n e i t, Leon Battista Alberti *Descriptio urbis Romae*. Überlegungen zu Modernität und Entstehungskontexten nebst lateinisch-deutscher Edition. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023. (Studia Albertiana Vindobonensia. 3.) 220 S. ISBN 978-3-515-13249-7 89

Sonja Schreiner: Lisa R e g a z z o n i, Geschichtsdinge. Gallische Vergangenheit und französische Geschichtsforschung im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2020. (Wissenskulturen und ihre Praktiken/Cultures and Practices of Knowledge in History. 5.) XVI + 508 S. III. ISBN 978-3-11-067449-1. e-ISBN (PDF) 978-3-11-067453-8. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-067449-1. ISSN 2568-9479 92

Sonja Schreiner: Uwe W a l t e r (unter Mitwirkung von Mailin H e r j ü r g e n – Richard K n a a k), Hellas und das große Ganze. Die alten Griechen in „Weltgeschichten“ zwischen Geschichtswissenschaft, Buchverlagen und historischer Bildung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2023. (Studien zur Alten Geschichte. 36.) 166 S. III. ISBN 978-3-949189-72-2 97

Sonja Schreiner: Clifford A n d o – Marco F o r m i s a n o (eds.), The New Late Antiquity. A Gallery of Intellectual Portraits. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2021. (The Library of the Other Antiquity, ed. Marco F o r m i s a n o. Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 2, 162.) VII + 657 S. ISBN 978-3-8253-4721-5 101

Sonja Schreiner: Stephen H a r r i s o n – Christopher P e l l i n g (eds.), *Classical Scholarship and Its History. From the Renaissance to the Present. Essays in Honour of Christopher Stray*, Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Trends in Classics – Scholarship in the Making. 1, ed. by Franco M o n t a n a r i – Antonios R e n g a k o s.) IX + 428 S. Ill. ISBN 978-3-11-071817-1. e-ISBN (PDF) 978-3-11-071921-5. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-071932-1. ISSN 2701-1100 108

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* / Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Jochen Althoff – Diego De Brasi – Sabine Föllinger – Georg Wöhrle (Hg.), *Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption* 33. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2023. 196 S. Ill. ISBN 978-3-86821-992-0. ISSN 0942-0398

Im „Vorwort“ eignet die Redaktion den Band, der aus der 33. Tagung des „Arbeitskreises für antike Naturwissenschaft“ am 2. Juli 2022 in Mainz hervorgegangen ist, einem der Herausgeber der Reihe, Jochen Althoff, zum 60. Geburtstag zu und gedenkt Boris Dunsch, der im November desselben Jahres viel zu früh verstorben ist und langjähriges Mitglied des AKAN war. (Für seinen letzten Beitrag in AKAN 32 [2022] vgl. 15–16 im aktuellen Jahrgang der *Rezensionen und Anzeigen*.) Wie charakteristisch für die und reizvoll an der Reihe, enthält auch Band 33 Beiträge (diesmal sind es sechs) zu divergierenden Themen (von der Elementenlehre über die Mathematik und Botanik bis zur Medizin, Naturphilosophie und Alchemie) mit zum Teil sehr umfassenden Bibliographien, vielen Texten (mit Übersetzungen), lehrreichen Skizzen, instruktiven Abbildungen und informativen Fußnoten mit Mehrwert.

Der Jubilar Jochen Althoff eröffnet den Band mit „Die Konzeption des Feuers in drei frühen griechischen Texten: Hesiod, *Theogonie*, der homerische *Hermeshymnos* und der *Demeterhymnos*“. Er setzt mit Empedokles ein, der als erster (fr. 31 B 6 und B 17,18–20) die vier klassischen Elemente in der bis heute gängigen Zusammenstellung nennt. Das Feuer hebt sich von den drei (10) „Grundbausteine[n] [...] materieller Gegenstände“ durch fehlende „Stofflichkeit“ ab. In werkhronologischer Reihenfolge stellt Althoff die drei im Zentrum seiner Ausführungen stehenden Texte vor. Bei Hesiod legt er den Fokus auf Prometheus und den unbemerkten Transport des Feuers in einem Narthexstängel, demjenigen des Riesenfenchels (14): „Diese Stängel sind nicht wirklich ‚hohl‘, wie es im Text heißt, sondern mit einem weißen, relativ trockenen Mark gefüllt, in dem eine Glut längere Zeit glimmen kann, ohne dass der Stängel verbrannt würde und ohne dass man die Glut von außen sehen kann.“ Deswegen und weil Holz der primäre Brennstoff war, galt Feuer als in Holz enthalten. Darüber hinaus wird (Opfer)feuer zum (17) „Mittel der Kommunikation zwischen Göttern und Menschen.“ Im *Hermeshymnos* erscheint Hermes als schon unmittelbar nach seiner Geburt begnadeter Erfinder der Feuerstöcke, die er zum Braten der dem Apoll gestohlenen Rinder benötigt. Althoff thematisiert die Unvollständigkeit des Textes gerade an dieser Stelle – die revolutionäre Neuerung hätte einer exakteren Erklärung bedurft – und die wichtigen Zusatzinformationen, die man aus Theophrasts *Historia plantarum* über Efeuholz als ideal für Feuerstäbe beziehen kann (20): „Es geht also generell darum, durch Reibung zweier Feuerhölzer Wärme zu erzeugen, die dann ein Feuer entzünden kann. Dabei liegt ein größeres Holzstück in der Regel auf dem Boden [...]. Ein Feuerbohrer wird senkrecht auf dieses Holz gesetzt, evtl. in eine im Grundholz eingebrachte Vertiefung, und dann mit beiden Händen, später mit einer bogenähnlichen Vorrichtung schnell hin und her gedreht, wobei gleichzeitig Druck auf den Feuerbohrer ausgeübt wird. Der dabei entstehende Holzstaub, meist jedoch extern hinzugefügtes gut brennbares weiteres Holz oder trockenes Laub, werden durch diese Reibungshitze entzündet. Holz benötigt eine Zündtemperatur von ca. 280–340 Grad Celsius.“ Ähnliche Wortwahl findet sich im Hymnus und bei Theophrast; denn das Holz atmet die Flamme aus, woraus sich eine mögliche Parallele zu Monstern und Fabelwesen ergibt, die Feuer speien (wie die Chimaira) oder aus den Augen blitzen lassen (wie Typhoeus, der unter dem Ätna fixiert Lava herausströmen lässt). Diese Sichtweise basiert auf einer alten (anatomischen) Diskussion (27), „der bis weit in die klassische Zeit geführten Debatte, ob im Auge

Feuer eingeschlossen ist, das als eine Art Sehstrahl die Umgebung abtastet, oder das Auge ein rein rezeptives Organ ist. [...] Anlass für diese Annahme sind wohl Spiegelungen von Lichtern nachts im Auge sowie bestimmte Lichtwahrnehmungen des Geschlagenen, wenn man jemandem auf das Auge drückt oder schlägt.“ Ergänzend ließe sich hier noch auf das *Tapetum lucidum* verweisen, das (im Unterschied zum Menschen) die Augen vieler Tiere (darunter diejenigen von Hunden) in der Nacht auffällig leuchten lässt. Noch phantastischer ist der im *Demeterhymnus* beschriebene Versuch, das Baby Demophon durch zwischenzeitliche Lagerung in Feuer und darauffolgende Salbung mit Ambrosia unsterblich zu machen. Dieses Ritual scheidet, wenn Menschen es beobachten und missdeuten; und genau das passiert hier (wie öfter in der Mythologie, z. B. im Fall von Achill, geschildert von Apollonios Rhodios). Zugrunde liegt die Vorstellung, durch Zerstörung der menschlichen und damit sterblichen Anteile durch reinigendes Feuer die unsterblichen Teile zu bewahren – das metaphysische Prinzip jeder Kremierung.

Claas L a t t m a n n beschäftigt sich in hochkomplexer Weise mit „Transformationen des Winkels. Überlegungen zur Quadratrix des Hippias von Elis“ und wendet sich (43) „den drei sogenannten ‚klassischen‘ Problemen der Quadratur des Kreises, der Dreiteilung des Winkels und der Verdoppelung des Würfels“ zu. Ausführlich schildert er die Forschungsdiskussion, ob Hippias im 5. Jh. v. Chr. „überhaupt schon eine so voraussetzungsreiche Kurve wie die Quadratrix konzipieren“ konnte, da die Verbindung zur Quadratur des Kreises gemeinhin erst für Deinostratos (4. Jh. v. Chr.) oder Nikomedes (3. Jh. v. Chr.) bezeugt ist. In einem ersten Schritt ordnet L a t t m a n n Hippias in die Sophistik ein – mit einer wichtigen Definition (47): „Diese Sophisten waren weniger die notorischen Lehrer falscher Lehren zu falschen Zwecken [...]. Im wissenschaftlichen Kontext handelte es sich vielmehr um Lehrer, die, ob herumziehend oder nicht, versprachen, nicht nur das Reden zu lehren, sondern alles, was sich hieran anschloss, das heißt all das, was man wissen musste, um als Mitglied einer nicht mehr wie in der Archaik durch Geburt privilegierten, sondern durch den Beweis von Bildung bewährten Elite überzeugend in allen Bereichen des Lebens reden und wirken zu können und so auch im Politischen Einfluss zu gewinnen.“ Diesen Praxisbezug erläutert L a t t m a n n an Platons *Hippias Maior* und *Hippias Minor*, vor allem an der Schilderung, in der Hippias nach Olympia geht und ausschließlich Dinge trägt, die er selbst verfertigt hat. Hierin liegt die Lösung, was es mit Hippias' Quadratrix wirklich auf sich hat. Nach schwierigen und hochspezialisierten Überlegungen zur mathematischen Funktion(sweise) der Quadratrix (mit ausführlichen Textauszügen aus Pappos und Skizzen [58–61]) setzt L a t t m a n n zu einer (63) „Rekontextualisierung der Quadratrix“ an und hebt die frühe Mathematik von derjenigen Euklids ab. Hippias' Quadratrix verfügt nicht über (65) „den ‚mechanischen‘ Charakter der Kurve“, sondern ist selbst (66) „eine μηχανή“, (67) „ein innovatives und einfach zu bedienendes transportables Messgerät“. Claas L a t t m a n n subsumiert (71–72): „Dieser Befund impliziert, dass die ursprünglichen Erzeugungskontexte der ‚Quadratrix‘ bei Hippias wissenschaftsgeschichtlich von den Kontexten des geometrischen Beweises der allgemeinen Winkelteilung zu trennen sind, und zwar im Sinn der entfalteten Rekontextualisierung als Winkelteilungsgerät in einem nicht fachmathematischen Kontext. In einem solchen wäre das Gerät in seiner wissenschaftlich transformierten Form als Kurve Quadratrix sowohl für die Quadratur des Kreises als auch für die allgemeine und speziell [*sic!*] Drei-Teilung eines Winkels erst durch spätere Mathematiker gerückt worden. Folglich ginge der mathematische Beweis der Lösung nicht auf Hippias zurück, sondern angesichts der Zeugnisse wohl) auf Nikomedes

(oder Deinostratos?), und zwar zu einer Zeit, zu der man schon einen Begriff von Kurven und ihrer Komplexität hatte.“

Theofanis Tsiampokalos entwirft in „Going out the Door: Continuities and Discontinuities in the Tradition of Democedes of Croton from Herodotus down to Hermann Diels“ ein Kaleidoskop dessen, was aus Demokedes im Lauf der Literaturgeschichte gemacht wurde. Dabei spannt er den Bogen vom 5. Jh. v. Chr. bis ins 12. Jh. Den Duktus der einzelnen Berichte erzählt Tsiampokalos ausführlich nach, allein schon, um deutlich zeigen zu können, wie oft Demokedes als Vorsokratiker erscheint, wann sein medizinischer Hintergrund von Bedeutung und wann er ‚nur‘ ein durchaus interessanter Begleitumstand in einem größeren Ganzen ist und wie er im Kontext der einzelnen Darstellungen instrumentalisiert wird (92): „Although early Greek medical theories exercised a certain influence on individual points of Herodotus’ narrative, the story about Democedes’ outstanding career as a physician and the details about his medical achievements both in Greek and Persia, however captivating they may be, should not be taken at face value as evidence for the history of early Greek medicine. [...] Yet, even a superficial reading of the relevant passages in Herodotus’ narrative would suffice to demonstrate that it is neither Democedes’ medicine nor its natural philosophical background that the narrator is most interested in. The story of Democedes is a story about the immediate background of the Persian expansion to the West [...].“ Als Pythagoreer erscheint Demokedes mehrfach (bei Iamblichos, bei Flavius Josephus und bei Himerius). In der *Suda* findet sich so manches Element, das nicht auf Herodot zurückgeht, und seit Hermann Diels’ Edition *Fragmente der Vorsokratiker* (107) „the figure of Democedes acquired the status of a historical-philosophical reference in its own right. Diels’ work was soon to become a standard reference tool in classical scholarship. It is easy to imagine that every work since covering topics related either to early Greek medicine or the early days of ancient Pythagoreanism would refer to Democedes, even if only to express scepticism as to whether Democedes truly deserves a place in each of these contexts.“ Am Ende der Ausführungen steht gleichsam nicht *ein* Demokedes, sondern eine Vielzahl (109): „For, on the one hand, we have Democedes, a physician from Croton, who might have lived in Greece and Persia in approximately the second half of the sixth century BCE, while, on the other hand, we have a long line of subsequent authors, who not only transmitted their knowledge about Democedes, but also projected onto this knowledge their own ideas and concepts about what it meant to be a prominent physician in Archaic Greece.“

Bernhard Herzoff widmet sich in „Aristotelische Biochemie in den Erklärungen zur Fruchtreifung in *De plantis*: Die Vierelementenlehre in der Bewährungsprobe“ der Identifizierung einer ägyptischen Pflanze, deren Früchte im Lauf des Reifungsprozesses nicht süßer, sondern saurer und bitterer werden. Einleitend erläutert Herzoff Überlieferungsprobleme (122): „Es ist nun nicht erstaunlich, dass sich eine entsprechende Erklärung für Fruchtreifung und Geschmacksentwicklung auf der Basis der Lehre von den vier Elementarqualitäten auch in der Pflanzenschrift des Aristoteles findet, die ja Galen [...] noch im vollständigen griechischen Original besaß, bevor es im Februar 192 beim Brand des Paxtempels in Rom vernichtet wurde. In Syrien aber war dieses Werk weiterhin vorhanden, so dass es im 4. Jh. von dem Peripatetiker Nikolaos von Laodikeia (Latakia in Syrien) zu Unterrichtszwecken epitomisierend paraphrasiert wurde.“ Ausführlich schildert er dann die Bedeutung der aristotelischen Elementenlehre aus der *Meteorologie* und *De generatione et corruptione* für den Autor von *De plantis*. Der Produktion von Samen kommt in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zu; süßer (d. i. angenehmer) Geschmack kann dabei von entscheidendem Vorteil sein

(129): „Das für jedermann mit dem eigenen Geschmackssinn nachprüfbares Endergebnis der Reifung von Obstfrüchten ist normalerweise das zarte Fruchtfleisch und der süße Fruchtgeschmack, das nach Aristoteles und seiner Vierelementenlehre durch das ausgewogene Zusammenspiel von Feuchtigkeit und äußerer sowie innerer Wärme im Pflanzenkörper zustande kommt“. 131–136 widmet sich Herzoff mit viel Text (und eigener Übersetzung aus dem Arabischen) zuzüglich Kommentar den entsprechenden Stellen aus *De plantis*, vor allem aber 136–141 dem eingangs genannten ägyptischen Baum, einem (136) „Störenfried“; denn „[s]ein Fruchtgeschmack verläuft während des Reifeprozesses von süß zu herb und schließlich zu sauer und bitter und nicht, wie es die Natur verlangt, umgekehrt.“ Es handelt sich um die Wüstendattel (*Balanites aegyptiaca*). 142 schildert Herzoff eigene (gar nicht so einfache) Zuchtversuche in Südfrankreich (mit Hilfe seines Kollegen Olivier Nasr). Das eigene Geschmackserlebnis passte zu dem in *De plantis* beschriebenen: „Das geringe Fruchtfleisch auf den gerieften, harten Kernen hatte wirklich beim Ablutschen einen bitter-säuerlichen und zugleich etwas süßlichen Geschmack, wobei das Bittere dominiert, so dass man alle Geschmacksrichtungen wiederfinden kann, die in der botanischen Literatur erwähnt werden.“ Aristoteles hingegen dürfte die Früchte (anders als Theophrast) nur als importiertes Trockenobst gekannt haben, und Bernhard Herzoff endet mit einem Verweis auf die größte Krise, der sich unser Planet zu stellen hat; denn Aristoteles (144): „gibt [...] uns Heutigen [...] nebenbei einen dendrologischen Fingerzeig, welcher enorme Bedeutung in Zeiten des Klimawandels diese trockenheitsresistente und vielfältig nutzbare Baumart für die Steppen und Wüsten von Zentral- und Ostafrika seit Menschengedenken hat: Auch deswegen verdient sie gerade heute besonderes Interesse!“ Es kann festgehalten werden, dass Bernhard Herzoff durch seinen 154–156 reich illustrierten Beitrag dieses Interesse merklich erhöht.

Sergiusz Kazmierski setzt in „Theophrasts *Charaktere* als Analyse der menschlichen Natur“ dessen Charakterstudien zur Naturphilosophie in Beziehung und legt größten Wert darauf, (157) „dass uns Theophrast heute nicht nur als ein Schüler des Aristoteles, sondern auch als ein origineller und originärer Denker und Forscher begegnen kann.“ (Aus dem luziden Aufsatz soll ein Buch entstehen, auf das man gespannt sein darf.) Kazmierski konzentriert sich auf (164) „ein ursprünglicheres, vorläufig anthropologisch zu nennendes Denken“ in den *Charakteren*, einer „kompilatorische[n] Sammlung von Beobachtungen, welche Antwort geben kann auf die Frage, was der Mensch alles ist und sein kann. Gegenüber Aristoteles stellt und beantwortet Theophrast die Frage anders, und zwar gerade in *analytischer* Weise, d.h. dergestalt, dass nicht ein *synthetisch* zu nennender *Idealtypus* des Menschen entworfen wird, dem der Mensch zustreben kann und letztlich auch soll, sondern dass der menschlichen und allzumenschlichen *Wirklichkeit* abgerungene Charakterzeichnungen gegeben werden.“ Als Beispiel wählt er die Geschwätzigkeit, (165) „um dann drei Grundzüge der [...] theophrastischen Anthropologie hervorzuheben: den ethologischen, den dezisiologischen und den naturphilosophischen (170): „Und wo Aristoteles stärker auf die Einsicht in diese Möglichkeit der Überantwortung an den Logos rekurriert, und zwar sowohl in seinen Ethiken als auch in seiner *Politik*, da zeigen die *Charaktere* die Möglichkeit, sich an das Vernünftige, eben durch die definitorische Offenheit und die Anführung von Alltagsbeispielen sowie das Weglassen eines guten, vorbildgebenden Ideals, zu gewöhnen, indem das Gegenteil dessen, was vernünftig wäre, vor Augen geführt wird.“ Die Nähe zur Naturphilosophie gewinnen die *Charaktere* durch einen Vergleich mit der Botanik, mit den wie Pflanzen keimenden und wachsenden Tugenden; somit (173) „wären die *Charaktere* mithin eine die Klugheit an-

stoßende und herausfordernde Schrift, welche der Möglichkeit nach fähig wäre, die zarte Pflanze Mensch vor dem Verkommen und Verderben zu bewahren.“

Ingolf V e r e n o wirft die Frage auf „Ist Synesios, der Alchemist, mit Synesios von Kyrene identisch?“ und widerlegt durch Analyse des Kommentars zu den *Physika kai Mystika* von Pseudo-Demokrit die bisher verbreitete Haltung, Synesios als Alchemist zu ignorieren (185): „Der Hauptgrund, warum dem Kommentar so wenig Beachtung geschenkt wird, liegt in der Person des Autors: ein unbekannter Philosoph, ein ‚Fälscher‘ – nicht aber der gelehrte Bischof aus der Cyrenaika.“ Synesios’ Arbeitsweise zeigt V e r e n o am Beispiel des Quecksilbers – es wird zum Werkstoff des Alchemisten wie (187) „für den Steinmetz Stein, für den Schreiner Holz, für den Kupferschmied Kupfer“ – und wendet sich dann dem Bildungsgang des Synesios zu (190): „Bis 395 – möglicherweise auch länger – hat Synesios (370–412) bei der Philosophin Hypatia in Alexandria studiert. Über die Umstände – über das Wann, Wie und Wo, aber auch über Hypatia selbst – wissen wir nur wenig.“ Eines ist jedoch sicher (194–195): „Hypatia muss eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen sein. Anders ist ihr Renommee, vor allem aber die lebenslange Verehrung, die Synesios ihr entgegenbringt, nicht zu erklären. [...] Hypatias Unterricht muss teilweise sehr esoterisch gewesen sein – mit einer ausgewählten Anhängerschaft, zu der auch Synesios gehört haben mag.“ Für Ingolf V e r e n o fallen die ‚Puzzleteile‘ ineinander (195): „So verrichten die beiden Quecksilber ihr quecksilbriges Werk. Ist zur Beobachtung dieses Naturphänomens eine Destillationsapparatur im Hof Hypatias nicht das geeignete Instrument? Bietet sich eine Schrift wie die *PM* in einem elitären Zirkel wie dem Hypatias nicht als ‚Studienobjekt‘ geradezu an? Die *Physika kai Mystika* unter der Anleitung Hypatias zu kommentieren, ist das nicht eine würdige Aufgabe für einen jugendlich begeisterten Autor wie Synesios von Kyrene?“

Mit diesem Fragenkatalog, der als Auflistung von Antworten intendiert ist, endet der Band, der nun schon zum 33. Mal intellektuelle Annäherungen an die Natur und die Wissenschaft(en) von ihr zeigt und antike Zugänge zu noch heute aktueller Thematik in so anschaulicher Weise aufbereitet, dass die Bedeutung der (alten) Wissenschaftsgeschichte für (neue) Erkenntnisse abermals außer Streit steht.

Sonja Schreiner

Andreas S c h w a b, *Fremde Religion in Herodots „Historien“*. Religiöse Mehrdimensionalität bei Persern und Ägyptern, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2020. (Hermes Einzelschrift. 118.) 307 S. ISBN 978-3-515-12720-2 (Print). ISBN 978-3-515-12740-0 (E-Book)

Im „Vorwort“ deklariert Andreas S c h w a b die vorliegende Arbeit als überarbeitete Fassung seiner Heidelberger Habilitationsschrift aus dem Wintersemester 2016/2017 und berichtet, dass ihn die Forschungsfrage schon seit seinem Studium beschäftigt.

In seiner umfangreichen „Einleitung“ erweist er die *Historien* als Schlüsseltext in der Interpretation fremder Religionen, auch wenn (16) „es kein Wort für ‚Religion‘ bei Herodot gibt und es außerdem umstritten ist, was überhaupt unter ‚Religion‘ zu verstehen ist.“ Deswegen entscheidet er sich für ein „mehrdimensionale[s] Konzept von Religion“, das er nach einem ausführlichen und kritischen Forschungsbericht (mit vielen Zitaten aus den referierten Werken) exakt definiert. S c h w a b wendet (28) „keine substanzialistische Definition und kein essentialistisches Modell“ an, sondern wählt „[z]ur Überwindung eines eurozentristischen Re-

ligionskonzeptes zugunsten eines globalen Verständnisses [...] ein offenes Konzept“, wobei er sich an Klaus Hocks' *Einführung in die Religionswissenschaft* (2002) orientiert. Bei der umfangreichen Textanalyse, in der S c h w a b die Anwendbarkeit seines Zugangs zeigt, bestimmt er (30) ‚jeweils ein ‚religiöses Feld‘ aus griechischen Wörtern, die religiöse Gegenstände bezeichnen oder im weitesten Sinne religiöse Phänomene und Praktiken beschreiben. [...] In einem zweiten Schritt wird untersucht, welche Dimensionen, Perspektiven und Bereiche im Zusammenhang mit dem jeweiligen konstruierten religiösen Feld in Herodots Text artikuliert und ausgemacht werden können.“ S c h w a b definiert allgemeine Felder, die er systematisch in allen Kapiteln abarbeitet („Religion und *Nomoi*“, „Religion im Sozialen“, „Religion im Raum“, „Religion in der Zeit“, „Religion und Sinne“ und „Religion in Interaktionen“). Christliche Kategorien vermeidet S c h w a b bewusst, sondern fokussiert vielmehr auf (31) „Herodots eigene Konzepte, Beschreibungen und Perspektiven“. Ägypten steht als Paradigma im Zentrum (34): „Die Untersuchung von Religion in Herodots *Ägyptenlogos* [...] erweist sich als grundlegend für den Umgang Herodots mit fremder Religion überhaupt.“ Zu diesen allgemeingültigen Aussagen über Religion in Herodots Darlegungen über Ägypten kommt das quantitative Übergewicht im Vergleich mit anderen Religionen und die bemerkenswerte Gottesfurcht der Ägypter. Nicht zuletzt ermöglichen moderne ägyptologische Forschungen eine ebenso fächerübergreifende wie tiefgehende Untersuchung (42): „Die Erkenntnisse der Arbeit betreffen im Wesentlichen drei Bereiche. In methodischer und theoretischer Hinsicht leistet die Untersuchung durch die Arbeit mit einem mehrdimensionalen Ansatz von Religion einen Beitrag zum Verständnis von Religion in der Antike. Von methodischer und theoretischer Relevanz ist der Beitrag zur Klassischen Philologie und insbesondere zur Griechischen Literaturwissenschaft bei der Erschließung von Texten mit religiösen Themen oder Gegenständen. Durch die Kombination des mehrdimensionalen Ansatzes mit der philologischen, textnahen Untersuchung wird am konkreten Beispiel Herodots gezeigt, wie künftig auch andere Texte verschiedener Epochen und Genres untersucht und miteinander verglichen werden können.“

Zunächst weist Andreas S c h w a b mit viel Text nach, (43) „dass Herodot ‚Religion‘ und religiöse Sachverhalte sowohl außerhalb als auch innerhalb der *Nomoi*-Passagen in den *Historien* behandelt“, wobei „ein eindimensional auf Götter und Opfer fokussierender Religionsbegriff für das Verständnis der herodoteischen Erzählung zu kurz greift.“ Der Verfasser beschränkt sich nicht auf Abdruck von Text und Übersetzung zuzüglich Hervorhebungen und Interpretation, sondern zergliedert die ausgewählten Passagen nach den in der Einleitung (31) definierten Kategorien („Soziales“, „Raum“, „Zeit“, „Innere und äußere Sinne“, „Vergleich und Interaktion“). Das mag zu der einen oder anderen Wiederholung führen, muss aber bei der Komplexität der Materie als Vorteil aufgefasst werden, zumal es S c h w a b gelingt, auch an Stellen religiöse Dimensionen sichtbar zu machen, die bisher nicht im Zentrum des Interesses standen.

Die Verankerung der Religion im sozialen Leben gerade in der griechischen wie in der ägyptischen Kultur ist bekannt (87–88): „Es ist jedoch – sowohl aus Herodots als auch aus heutiger Sicht – durchaus nicht selbstverständlich, auf welche Weise Herodot religiös verstandene Phänomene, Ereignisse und Gegenstände in seiner Wahrnehmung Ägyptens und innerhalb der sozialen Welt Ägyptens beschreibt. Dazu gehören die Akteure und Gruppen, die er im sozialen und religiösen Raum ausmacht, und die Frage, welche Bedeutung religiöse Gegenstände in Zusammenhang mit sozialen Handlungen in seiner Erzählung einnehmen.“ U. a. zeigt S c h w a b die Erkenntnisgewinn bringende Wichtigkeit von Mehrdimensionalität an

Übersetzungsvarianten (92) und am Einfluss der (95) „literarisch-syntaktischen Gestaltung“ auf die dargestellte gesellschaftliche Ordnung. (S c h w a b wählt dazu passend die markante Zwischenüberschrift „Die Ordnung des Textes und die soziale Ordnung“.) In diesem Kapitel werden viele unterschiedliche (102) *faits sociaux* beschrieben, vom Fest über die besondere Betonung der Reinheit der Priester bis zur Mumifizierung.

Um Religion ausüben zu können, braucht man im Regelfall Raum. S c h w a b konzentriert sich auf Memphis, Theben und Heliopolis, schildert die Schaffung religiöser Zeremonialgegenstände und erläutert, (129) „wie die Zugehörigkeit zu einem bestimmten geographischen Raum mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnisch-religiösen Gruppe korreliert.“ Die Frage, ob (136) „Herodot ein ‚Umweltdeterminist‘“ gewesen sei, beantwortet er mit gewisser Skepsis (138): „Es ist also nicht grundsätzlich davon auszugehen, dass die Beschaffenheit des Himmels und der Erde als Bedingungen und Argumente für die Andersartigkeit der Sitten und Bräuche der Ägypter angesehen werden müssen, obgleich, so viel legt der Text nahe, ein gewisser Zusammenhang zu bestehen scheint.“ Viel Raum bekommt die (142) „Verehrung heiliger Tiere“ – von der Katze über das Krokodil bis zum Flusspferd (152): „Es kann festgehalten werden, dass Religion und natürlicher Raum in Herodots Erzählung über Ägypten in einer Wechselwirkung stehen: Während einerseits von Menschen erbaute Altäre oder Tempel den natürlichen Raum prägen und verändern, ist andererseits auch der Einfluss der Umwelt und des natürlichen Raums, sei es in Form des Nils oder auch der Tiere, nicht ohne Einfluss auf die Religion und die religiöse Praxis.“

Als Historiker hatte Herodot selbstverständlich Interesse an (vergleichender) Religionsgeschichte (153): „Herodots Beobachtungen religiöser ägyptischer Bräuche sowie seine Äußerungen zum Alter ägyptischer Religion lassen auch ein differenzierteres Bild griechischer Religion entstehen [...]“. Besonders wichtig sind Andreas S c h w a b hiebei Herodots (154) „Informanten und Quellen“, wozu insbesondere ägyptische Priester gehören; denn sie (193) „figurieren [...] in Herodots Erzählung von Anfang an nicht nur als Informanten und Garanten eines bestimmten Wissensanspruchs, sondern auch als Repräsentanten und Ideologen einer bestimmten Sichtweise auf die ägyptische Vergangenheit und ihre religiöse Tradition sowie auf ihre eigene Stellung in und gegenüber dieser Vergangenheit.“ Religiöser Wandel steht damit in untrennbarem Zusammenhang (194): „Religiöser Wandel, aber auch Kontinuität, lässt sich dabei in den folgenden drei Bereichen ablesen: im Bereich der Sakral- und Grab-Architektur, der religiösen Kulte und Rituale sowie im sozialen und rechtlichen Bereich, der in einem weiteren Sinne als Teil der religiösen Kultur in Ägypten verstanden werden kann.“

Das Gebiet der Sinne ist ein weites und reicht von der sensorischen Wahrnehmung bis zu Emotionen (195): „Die modernen Disziplinen der Religionsästhetik und der Religionspsychologie sollen dabei heuristisch zur Untersuchung von Herodots Text befragt werden.“ Zu beiden Disziplinen findet Andreas S c h w a b zahlreiche Bezugspunkte. Religionsästhetik und Reinheit sind untrennbar miteinander verbunden, wobei (224) „dem menschlichen Körper und seinen Sinnen eine große Rolle zukommt.“ Herodots eigene Wahrnehmung ist ebenso zentral, und bei der Religionspsychologie steht der (225) „Zusammenhang zwischen der religionspsychologischen Disposition bestimmter handlungstragender Figuren, sowie deren Verhältnis zu religiösen Gegenständen und Ereignissen“ im Fokus. Sprachliche Gestaltung (z. B. der Einsatz indirekter Rede) ermöglicht Herodot, sich in Fällen, in denen er es für erforderlich hält, von referierten Inhalten „insgesamt dezent zu distanzieren.“

Interaktion ist eine logische Fortsetzung sinnlicher Beeinflussung durch Religion (226): „Diese Interaktionen zeigen sich in verschiedenen Arten von Begegnungen, wie z. B. Bündnissen oder auch Konfrontationen, die zu Kränkungen oder Verletzungen führen können.“ Das Berichtsspektrum in diesem Kapitel ist breit und reicht vom (227) „religiöse[n] Symbolsystem in Ägypten“ über die (228) „Exklusivität ägyptischer Kultur und Religion“ (z. B. die Beschneidung) bis zum Vergleich mit persischen religiösen Vorstellungen und religiösem Frevel. (Zwischen)zusammenfassungen nach den einzelnen doch recht divergierenden Teilen und ganz am Ende „Fazit und Ausblick“ erleichtern – wie schon in den Kapiteln zuvor – die Übersicht. Zentral ist (269) „die grundsätzliche Schwierigkeit des Verstehens fremder *Nomoi*. Diese hermeneutische Schwierigkeit könnte mitunter ein Grund dafür sein, wieso Herodot an zahlreichen Stellen in seiner Erzählung über fremde Völker, religiöse Bräuche und Kulturen Binnenperspektiven der jeweiligen Völker und anderer präsentiert sowie zu Wort kommen lässt. Dieser Sachverhalt [...] ist wohl auch für Herodots Darstellung anderer fremder Kulturen und Religionen, wie z. B. die der Skythen von zentraler Bedeutung.“

Die „Schlussbetrachtung“ versteht sich als erweiterter Succus aus den Binnen- und den Schlussfazits aus den einzelnen Kapiteln und gibt zusätzlich Anregungen für das Umlegen des mehrdimensionalen Ansatzes auf andere antike Religionen (277–278): „Es ist bemerkenswert, dass wir bei der Untersuchung der *Historien* beobachten konnten, dass und wie sich bereits Herodot selbst sowohl durch das Konzept des *Nomos* als auch durch weitere Termini und Perspektiven des religiösen Feldes sowie erzähltechnisch durch den Einbezug von Binnenperspektiven und -erzählungen und in vielen Fällen im Modus der indirekten Rede der Vielgestaltigkeit fremder Religion nähert. Mit Hilfe kulturanthropologischer Terminologie könnten diese Beobachtungen und Befunde vielleicht so pointiert beschrieben werden: Herodot versucht in seiner komplexen Religionsethnographie Ägyptens zwischen etischen (*outsider*) und emischen (*insider*) Sichtweisen zu vermitteln. [...] Wollen wir Herodot als antiken ‚Religionswissenschaftler‘ *avant la lettre* bezeichnen, so pflegt er einen teils nüchtern-distanzierten, teils humorvollen Umgang mit religiösen Themen und Gegenständen, indem er durch bestimmte Perspektivierungen in seiner Erzählung Religion auch in ihren ambivalenten Bezügen zu Sexualität, Gewalt, Macht, Ideologie und Obszönität sowie weiteren menschlichen Antrieben verbindet. [...] Durch diese Untersuchung zur Darstellung fremder Religion bei Herodot wird deutlich, dass er in der Erzählung seiner ‚Nachforschung‘ um eine an Phänomenen und Perspektiven reiche Darstellung fremder Religion bemüht ist. Dabei ist sich Herodot des selektiven Charakters bewusst und artikuliert an vielen Stellen durch seine Erzählweise die Mehrdeutigkeit und menschliche Seite fremder Religionen.“

Eine ausführliche „Bibliographie“ und „Indices“ (zu Stellen in Herodots *Historien* und zu Namen und Sachen) sind als unentbehrliche Hilfsmittel der lesenswerten und anregenden Monographie beigegeben, einem Buch, das mustergültig zeigt, wie sich moderne Theorie(n) und alte Texte gewinnbringend zu einem homogenen Ganzen verbinden lassen.

Sonja Schreiner

Gernot Michael Müller (Hg.), *Figurengestaltung und Gesprächsinteraktion im antiken Dialog*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021. (Palingenesia. 126.) 315 S. ISBN 978-3-515-12906-0 (Print). ISBN 978-3-515-12907-7 (E-Book)

Gernot Michael Müller hält in seiner „Einleitung“ fest, dass Rudolf Hirzel bereits 1895 eine umfassende Darstellung des Dialogs in 2 Bänden vorgelegt hat (*Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch*, Leipzig), dass intensiviertere literarhistorische Forschung aber erst seit wenigen Jahrzehnten zu verzeichnen ist. Er betont die Bedeutung dieser (7) „Wissensliteratur“ über mehrere Epochen (von der Antike bis in die Neuzeit) und stellt damit in den Fokus, was Carl Djerassi (1923–2015) in einigen seiner literarischen Werke, insbesondere in *Drei Juden auf dem Parnass*, produktiv unter Beweis gestellt hat. In konziser Form zeichnet er die wichtigsten Forschungstrends (mit viel Literatur) nach und stellt die Beiträge vor, die auf eine Tagung im Mai 2017 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt zurückgehen. Jedem Beitrag ist ein umfangreiches Literaturverzeichnis beigegeben. Ein „Orts- und Namenregister“ und ein „Stellenregister“ am Ende des Bandes erleichtern die Übersicht über einen Berichtszeitraum von etwa 800 Jahren, mehrere Kulturkreise, eine breite geographische Streuung und die Querschnittsmenge zu anderen Genres.

Den Konnex zur Philosophiegeschichte und die von Anbeginn an hohe Bedeutung der Figurengestaltung zeigt Diego De Brasi in „Indem wir uns durch Gespräche aufmuntern“ (Plat. *leg.* 625b6). Platons *Nomoi* als Beispiel gelungener Dialogizität“ in drei Schritten – Personengestaltung, Gesprächsregelwerk und Musterinterpretationen (32): „Durch die Analyse der Charakterisierung der Gesprächspartner und der Gestaltung ihrer Interaktionen soll [...] gezeigt werden, dass auch die *Nomoi* den Ansprüchen eines platonischen Dialogs im Sinne einer *shared search* entsprechen.“ Wichtig sind De Brasi dabei die (51) „dialogischen Konventionen“, wozu neben der *urbanitas* das asymmetrisch verteilte Wissen der Unterredner gehört, woraus sich ein „Erziehungsprozess“ ergibt, in dem „der Athener für das sich politisch betätigende Mitglied der Akademie steht und Kleinias und Megillos der Dialogsituation entsprechend mögliche Empfänger der politischen Ratschläge der Akademiemitglieder repräsentieren“. Somit sind die *Nomoi* politische Philosophie und Politikberatung.

Sabine Föllinger geht in „Ethopöie und Fiktionalität des Dialogs“ der Frage nach, wieso in zahlreichen Dialogen historische und nicht mythische Personen auftreten. Einen besonderen Fokus legt sie nach allgemeinen Ausführungen zu Fiktionalität und Ethopöie auf das Zusammenspiel dieser zentralen Parameter in Xenophons *Oikonomikos*. Nur Stimmigkeit von Charakterschilderung und Redebeitrag erzeugt ein gelungenes (61) „Fiktionalitätsspiel“, historische Personen erhöhen die Plausibilität, die gleichzeitig eine solide Erklärung für Sokrates' Ironie ist (66): „Gerade die Ironisierung verkleinert die Differenz zwischen der ‚Erfahrungswelt‘ des Lesers, in der Sokrates der Inbegriff einer nicht auf materielle und traditionelle Werte fokussierten Haltung ist, und der fiktiven Welt des Dialogs, in der er die Rolle eines Beraters in ökonomischen Dingen spielt. [...] Gleichzeitig aber gelingt ihm durch das Spiel mit der Fiktionalität auf der propositionalen Ebene ein Spagat zwischen der Abgeschlossenheit eines didaktischen bzw. pädagogischen Textes und der interpretatorischen Offenheit eines Dramas. Denn der *Oikonomikos* konnte und kann einerseits als ‚betriebswirtschaftliche‘ Anleitung, *téchnē*, gelesen werden, die zur Profitmaximierung verhilft, andererseits kann er eine Lektüre auf zweiter Ebene eröffnen, die zum Hinterfragen der traditionellen Bestimmung der *kalokagathía* und den Grenzen der Profitmaximierung einlädt.“

Sokrates als Dialogfigur bei drei römischen Autoren und in drei Genres steht in Mélanie Lucciano's Beitrag „Socrate comme personnage de dialogue à Rome. Quelques exemples chez Plaute, Lucilius et Cicéron“ im Zentrum. Zahlreiche gut gewählte Textpassagen aus *De officiis*, den *Tusculanae disputationes*, dem *Brutus*, aus *De oratore*, *De fato* und *De natura deorum*, überdies aus dem plautinischen *Pseudolus*, der horazischen *Ars poetica*, aus Quintilian und den Satirenfragmenten des Lucilius zeigen, wie sehr Sokrates in Rom mit Ausdruckstalent gleichgesetzt wird (85): „Toutefois, il convient de noter que, dès le témoignage de Cicéron, s'amorce une évolution significative du traitement de la parole socratique: à l'échange du dialogue et au discours plus long de la *disputatio in utramque partem* se substitue peu à peu la formule frappante, la chrie – dont sera particulièrement friand Sénèque – laquelle joue alors un rôle assez proche de celui de la mise en aporie de l'interlocuteur. S'ouvre ainsi un nouveau rôle pour le personnage Socrate.“

Jean-Pierre De Giorgio konzentriert sich in „*Facere <personas> inter se disputantes* (Cic. *Att.* 13,19). Cicéron, l'auteur et ses personnages“ auf Cicero als Figur in dessen dialogischer Literatur und auf die Kriterien, die er an die Auswahl anderer Unterredner anlegt. Dabei zeigt er sich als Neuerer, bricht er doch mit dem alten Grundsatz, niemals lebende Personen auftreten zu lassen. Die Präsenz des Autors in seinem Werk zeigt sich neben Figuren, die er ganz in seinem Stil sprechen lässt, in Vorwörtern, also Paratexten, und in seiner Korrespondenz (105–106): „Le discours de Cicéron autour de son œuvre philosophique opère des va-et-vient vertigineux entre réalité et fiction qui lui permettent de contrôler la réception de son texte, d'expliquer comment être lu. Ses recherches philosophiques ont besoin d'un auteur, qui les légitime et leur donne une cohérence sociale, rationnelle et esthétique. La construction de cette fonction auteur passe précisément par une série de commentaires paratextuels à travers lesquels Cicéron montre comment il modèle ses personnages, mais aussi comment il travaille à devenir lui-même personnage dans ses propres fictions. L'enjeu n'est pas, de toute évidence, d'imposer son point de vue d'auteur par la bouche de son propre personnage dans les débats. Mais en apparaissant de plus en plus nettement dans ses propres dialogues, il cherche à donner, avec ses *amici docti* représentés eux aussi, toute l'autorité et la dignité nécessaires au débat philosophique dans l'espace romain, à revendiquer hautement le fait que désormais le sujet du discours philosophique peut être un sujet romain.“

Malcolm Schofield bezeichnet Atticus in „Atticus in *De Legibus* and *Brutus*“ als (109) „a significant participant in and only in the conversations represented in just two Ciceronian dialogues“, wengleich er auch in anderen Dialogen auftritt. Anhand gut gewählter Textauszüge erweist Schofield Atticus als (113) „leading interlocutor“ in *De legibus*, obwohl Atticus' Passung auf die ihm zugeordnete Gesprächsrolle weniger ausgeprägt ist als im *Brutus* (121): „While it is Brutus who is treated by Cicero as his main interlocutor, it is however Atticus who once again (as in *De Legibus*) takes the lead in pressing Cicero at the outset into expounding an important subject. [...] Atticus's contributions to the conversation, albeit less frequent than Brutus's, are mostly weightier and more critical than his.“ Cicero zeichnet seinen Freund als (123) „serious historian“ und kommt zu dem Schluss: „*Brutus* may be the dialogue's title. But Cicero's intellectual engagement with Atticus is where its self-reflection is to be found. Perhaps it might have been better named *Atticus*.“

Johannes Sedlmeyer entwickelt in „*Nemo dubitat Academicum praelatum iri*. Der Einfluss des Ideals akademischen Philosophierens auf die Figurendarstellung in den Spätdialogen Ciceros“ vor dem Hintergrund der performativen Dialogsituierung eine neue Sicht auf Karl August Neuhausens Konzept der *Academicus sapiens*, eine Analyse von Augustinus' *Contra*

Academicos und Ciceros *Pro Murena*, die er in der *Mnemosyne* 40 (1987) vorgelegt hat. Zahlreiche Textauszüge aus *De finibus* und ein Ausblick auf *De natura deorum* unterstreichen S e d l m e y r s Beweisziel (139–140): „Die verschiedenen Dialogfiguren fungieren zwar nicht selbst als Personifikationen der *sapientes* der von ihnen vertretenen philosophischen Lehrmeinungen, doch lassen sich vor allem mit Blick auf die akademischen Sprecher markante Parallelen beobachten: [...] Im *Academicus sapiens* fand Cicero nicht nur einen Repräsentanten der von ihm präferierten philosophischen Tradition, sondern auch ein Modell, das sich mit dem *mos maiorum* am ehesten verbinden ließ und sich dadurch günstig auf sein Ziel auswirkte, die Philosophie in Rom einzubürgern. Den nach diesem Modell inszenierten Figuren (Cicero, Cotta) kommt dahingehend in zweierlei Sicht eine tragende Rolle zu, indem sie den Vertretern des Kepos (Torquatus, Velleius) und der Stoa (Cato, Balbus) nicht nur eine akademische, sondern auch eine römische Sichtweise entgegenstellen.“

Sabine R e t s c h macht in „*Quinte frater, si memoria tenes*. Ciceros Familienporträt im Paratext (Cic. *de orat.* 2,1–3)“ gleichsam eine intellektuelle Familienaufstellung, eine sich nirgendwo sonst findende (146) „Verwandtschaft“ über zwei Generationen. Diese rückt Dankbarkeit und Ehrerweisung für Vater und Onkel und das Bildungsideal, das sie wie auch den Bruder und Cicero selbst prägt, ins Zentrum (159–160): „Aus dem anfangs beinahe zu übersehenden Vater-Sohn-Porträt wird über ein Onkel-Neffen-Porträt und weitere Momente der ciceronischen Selbstpräsentation sukzessive ein Familienporträt konstruiert, das gemäß antiker (Gender-)Rollenvorstellungen auf die männlichen Mitglieder des Familienkollektivs begrenzt ist. Gerade aufgrund der spezifischen Funktionsweise paratextueller Elemente und ihrer Verbindung mit dem Medium *Brief* vermag Cicero es, über die zwischengeschaltete Adressatenfigur Quintus direkt mit der Leserschaft, dem Adressaten auf *zweiter* Ebene, in Kommunikation zu treten. Die Rolle des jüngeren Bruders ist multifunktional, da er nicht nur als Widmungsträger des Werkes, Stellvertreter der Leserschaft und Zeuge der gemeinsamen Vergangenheit fungiert, sondern vor allem als glaubwürdiges Bindeglied zu Ciceros Familie eingesetzt wird.“

Anne-Marie F a v r e a u - L i n d e r zeigt in „Pourquoi donner un nom aux personnages de dialogues? Réflexion théorique et mise en œuvre pratique dans les dialogues de Dion de Pruse“ Dion Chrysostomus einmal nicht als Autor von politischer, sondern von dialogischer Literatur (165): „Pourtant, dans le corpus de quatre-vingts œuvres parvenues sous son nom, on recense une vingtaine de dialogues de nature assez différente: [...] Cette variation entre des personnages de dialogue dotés d'un nom propre, historique ou fictif, et des interlocuteurs qui restent anonymes même s'ils ne sont pas dénués d'une caractérisation minimale, pose question, et ce d'autant plus que l'on trouve également chez Dion quelques éléments d'une réflexion théorique sur le rôle des personnages dans le dialogue.“ Favreau-Linder nimmt die 60. Rede über Homer und Sokrates als argumentativen Ausgangspunkt, illustriert ihre Ausführungen mit mehreren längeren Textauszügen und stellt theoretische Fundierung fest (173): „L'originalité de Dion réside dans deux points: tout d'abord son analyse ne se limite pas à la poésie homérique mais il transfère au dialogue socratique le principe de l'éthopée homérique, analyse dont il est toutefois difficile d'apprécier la pertinence au vu du corpus socratique conservé; ensuite, sa perspective n'est pas uniquement celle de la réception de textes classiques d'un point de vue moral et éducatif; Dion adopte en effet le point de vue de l'auteur et réfléchit aux différents moyens littéraires à sa disposition pour faciliter la communication d'un message moral et philosophique. Sa perspective est donc aussi celle de la production de telles œuvres et invite à confronter sa pratique du dialogue à ces éléments de

réflexion théorique.“ In einem zweiten Schritt erläutert sie, ausgehend von Dions Praxis, oft namenlose Unterredner auftreten zu lassen, den Einsatz historischer Persönlichkeiten (namentlich Diogenes und Alexander), wobei neuerlich viel Text den Nachvollzug der Argumentation in idealer Weise unterstützt: Dion hält seinen Lesern einen sozialen, politischen und moralischen Spiegel vor, mehrere Rezeptionsarten sind möglich, verschiedene Adressatengruppen intendiert (186): „Si tel est le cas, cela montrerait que le dispositif du dialogue entre un philosophe et un interlocuteur défini, incarnant l’ambition et la gloire, pouvait à l’occasion, aux yeux de Dion, exercer non seulement sur un empereur ses vertus apotropaïques mais aussi sur les citoyens de l’empire qui partageaient ces valeurs sociales communes.“

Anna G i n e s t í R o s e l l wählt in „Der Umgang mit negativen Figuren in den Dialogen Plutarchs“ drei Dialoge zu Demonstrationszwecken aus (*De E apud Delphos, Amatorius* und *Quaestiones convivales*), wobei im ersten Fall einer der negativ gezeichneten Gesprächsteilnehmer anonym bleibt. Die Gruppe reagiert auf dessen destruktive Art mit Nichtbeachtung der getätigten Aussagen und schließt ihn somit aus ihrer Mitte aus, während der namentlich genannte Nikandros mittels erbetener Gegenrede durch einen mit besonders viel Autorität ausgestatteten Diskutanten gleichsam überstimmt wird. Im *Amatorius* wiederum muss der zu Kontrollverlust neigende Peisias in seine Schranken gewiesen werden, was durch Wiedereingliederung in die Gesprächsrunde nach einer mithilfe eines rhetorischen Tricks erzielten Entschuldigung auch gelingt. In den *Quaestiones convivales* schließlich erhält der Leser Benimmregeln für Symposien (197): „Die negativen Figuren, die Plutarch dafür entwirft, bieten dem Leser die Möglichkeit, Signale des Fehlverhaltens zu identifizieren und den passenden Umgang mit ihnen zu lernen.“ Auch hier treten Figuren mit und ohne Namen auf, auch hier zeigen sich die Facetten der Gruppendynamik (202): „Die endgültige Interpretation als negative Figuren basiert jedoch auf der Interaktion im Dialog.“ Eine Wendung zum Guten erfolgt durch das Kollektiv, denn (203) „die Auseinandersetzung mit dem Störer ist keine individuelle Verantwortung und so verteilt sie sich auf mehrere Gesprächsteilnehmer, die sich ihrerseits immer wieder die Unterstützung der gesamten Gruppe holen.“ (Vgl. hierzu auch die Rezension der Habilitationsschrift der Verfasserin durch Alfred Dunshirn direkt im Anschluss an diese Besprechung, 58–59).

Peter v o n M ö l l e n d o r f f beschäftigt sich in „Figurale Elaboration. Ästhetische Investitionen in dialogische Relevanz“ mit der (205) „Intensivierung einer ganzen Reihe von dialogischen Parametern“, exemplifiziert an Lukians Dialogen, insbesondere am *Symposion*, mit Konzentration auf die Figuren des Alkidamas bei Lukian und des Alkibiades bei Platon. Die Anwendung dramatischer Kategorien erbringt das Ergebnis, dass „maximale Elaboration ein ästhetischer Überschuss“ sei, „der erklärungsbedürftig ist, da er sich, im Sinne eines solchen ‚surplus‘, nicht mehr ausschließlich auf die Verstärkung der Proposition als des zentralen Relevanzfaktors eines Dialogs verrechnen lässt, sondern eine spezielle Lebendigkeit des Textes erzeugt, die dem Leser oder Hörer zumindest ein komplementäres Rezeptionsverhalten nahelegt.“ Mithilfe einer Skala (zuzüglich einer Tabelle 211) ordnet v o n M ö l l e n d o r f f die einzelnen Sprecher hinsichtlich ihrer ästhetischen Ausgestaltung ein (210): „Je weiter eine Figur auf der ‚starken‘ Seite der Skala anzusiedeln ist, als desto stärker geformt, also ästhetisch ausgestaltet darf sie gelten [...]. Je differenzierter und elaborierter eine Figur erscheint, als desto authentischer und – um die Mühe der Ausgestaltung zu rechtfertigen – relevanter darf sie gelten.“ Der Abdruck ausgedehnter Textpassagen ermöglicht den Leser*innen mühelos, v o n M ö l l e n d o r f f s Konzept in der literarischen Umsetzung bei Lukian und in (214)

„Platons *Symposion* als Architekt“ nachzuvollziehen: „Dabei sind im Ganzen die Differenzen und die thematischen und motivischen Neujustierungen womöglich umfangreicher und wesentlicher als die Analogien und Übernahmen.“ Eine detaillierte Gegenüberstellung erweist Lukians *Symposion* als (218) „Makroproposition reiner Bildungssatire. Der Komplexitätsgrad dieser Makroproposition ist daher natürlich sehr viel geringer als derjenige des Platonischen Prätextes.“ Zentral dabei ist, „dass sich doch einiges der ästhetischen Intensität des Alkibiades auf seinen ‚Nachfolger‘ Alkidamas überträgt. Wie Alkibiades dominiert er die Gesellschaft und das Geschehen vollständig, sein Verhalten ist auch für den Leser nicht zur Gänze vorhersehbar [...]“

Annick S t o e h r - M o n j o u bezeichnet in „Le triple statut de Marcus Minucius Felix: narrateur, personnage et arbitre de l’*Octavius*. Un témoignage de foi et d’action du Saint-Esprit (*caritas*, *gaudium* et *pax*)“ Minucius als auf den ersten Blick zweitrangige Figur im Verhältnis zu Octavius’ Dominanz (221): „Il arrive même à provoquer la *disputatio* par un très bref discours d’un seul paragraphe!“ Eine exaktere Analyse erweist ihn jedoch als durchaus wichtige und komplexe Figur (mit einer anschaulichen Tabelle 222). Mit sehr vielen Textauszügen (und Referenzen auf Vorbildautoren) kann S t o e h r - M o n j o u die vielschichtige Struktur der Figur des Minucius aufzeigen (222–223): „Nous verrons donc d’abord comment Minucius, en tant que narrateur, construit sa *persona* puis comment, en tant que personnage, il interagit avec ses deux compagnons. Nous étudierons alors le narrateur engagé et son rôle d’arbitre. Je voudrais montrer que la focalisation sur le triple statut de narrateur, personnage et arbitre de Minucius met en lumière une dimension négligée du christianisme de ce dialogue, celle du témoignage vivant de foi et le l’action de Dieu, qui complète le débat intellectuel et religieux.“ Diese Multifunktionalität dient er Glaubensvermittlung, in weniger dogmatischer Ausprägung als im Fall des Octavius, dafür unter Betonung der Rolle eines engagierten Schiedsrichters (238): „Ainsi, par ce triple statut de narrateur, personnage et arbitre, Minucius amplifie la *commemoratio* d’Octavius et de sa victoire sur le paganisme, annoncée dans le *prooemium*, en une *commemoratio* de l’*amicitia* renouvelée dans la *caritas*, la joie et la paix par l’action de Dieu et il offre ce faisant un témoignage de foi en action, qui complète la dimension intellectuelle du dialogue polémique.“

Jochen S a u e r analysiert in „Adressaten, Dialogfiguren und der implizite Leser in Augustinus’ Cassiciacum-Dialogen“ drei der vier in diese Gruppe gehörenden Schriften (*Contra Academicos*, *De beata vita*, *De ordine*, *Soliloquia*) und stellt mit Bezug auf die *Retractationes* abschließend Überlegungen zur (257) „Entstehungsreihenfolge“ an (mit einer Tabelle, in der editorische Reihenfolge, Reihenfolge gemäß *Retractationes* und textlogische Reihenfolge einander gegenübergestellt werden). Die drei erstgenannten Texte bezeichnet S a u e r ihrer Form nach jeweils als (241) „philosophischen Villendialog ciceronischer Prägung“, wobei er besonderes Augenmerk auf die Adressatenwahl legt und zeigen kann, (242) „dass Augustinus in den Vorreden mit dem jeweiligen Adressaten einen paradigmatischen Rezipienten konstruiert und auf diese Weise eine Rezeptionshaltung bei seiner Leserschaft induziert.“ Dazu kommt, „dass sich die jeweils induzierten Rezeptionshaltungen in den drei Schriften unterscheiden, Augustinus sich also einen für den jeweiligen Dialog geeigneten Leser modelliert.“ S a u e r beginnt seine Analyse bei *De ordine*, (243) „da die enge Verbindung zwischen Vorrede und Dialoghandlung in diesem Dialog besonders augenfällig ist“, setzt mit *Contra Academicos* fort und schließt mit *De beata vita*. Anschaulich kann er die Leser*innenführung, die Erziehung (242) „zu steigendem analytischen Scharfsinn“ der Rezipient*innen und die Adressaten als (255) „eine Reihe von Personen mit zunehmender ‚philosophischer“

Professionalisierung“ nachweisen, stets in engem Zusammenhang mit der funktionalen Verschiedenheit der Dialoge.

Der Herausgeber Gernot Michael Müller beschließt mit „Gemeinschaftsbildung im Geiste Martins von Tours. Sulpicius Severus' *Gallus* und die Frage, ob Christen in der Lage waren, Dialoge zu verfassen“ den Band und schließt damit den Kreis zur Einleitung, auch deswegen, weil er hier ein zweites Mal auf Rudolf Hirzels Pionierarbeit zur Dialogforschung eingeht – wenn auch unter anderer Schwerpunktsetzung: Gegenüber dem (262) „gerne als vollgültige Realisierung der Gattung angesehene[n] Dialogtypus“ (dem platonisch-sokratischen) hat er andere (insbesondere spätantike) Formen abgewertet. Mit viel Literatur (beginnend bei Peter Lebrecht Schmidt) und unter Bezugnahme auf moderne literaturwissenschaftliche Forschung, die den Dialog in erster Linie formal definiert, entwickelt Müller eine objektive Sicht auf das Genre in der Spätantike (264): „Der Blick auf die Dialogliteratur der christlichen Spätantike gibt folglich zu erkennen, dass das Vorherrschen unterschiedlicher Varianten des literarischen Dialogs in epistemologischer Hinsicht nichts über die grundsätzliche Befähigung einer Epoche zum Dialog aussagt, sondern auf unterschiedliche Gesprächskulturen verweist und auf diese Weise zur Klärung von deren Charakteristika beitragen kann.“ Sulpicius Severus' *Gallus* dient Müller als beredtes Beispiel für die entwickelte Gestaltung, die von der produktiven Cicero-Rezeption bis zur programmatischen Ausrichtung als (291) „ideale[r] Gesprächsgemeinschaft“ reicht (291–292): „Schließlich verbindet Sulpicius Severus auch mit seinem Dialog den impliziten Auftrag an seine Leser, im Nachvollzug der Zusammenkunft auf seinem Landgut selbst zum Mitglied dieser Werte- und Werbegemeinschaft zu werden, so dass die das dritte Buch prägende Ausweitung um weitere für die *memoria* Martins engagierte Rezipienten auch jenseits des Textes seine möglichst kontinuierliche Fortsetzung finden möge.“ Die Frage, ob Sulpicius Severus einen Dialog zu verfassen mochte, dürfte eindeutig zu bejahen sein (294–295): „Mehr noch: Das vielschichtige Aussageprofil des *Gallus* liefert weitere Argumente dafür, dass sich in ihrer Verneinung eine unpräzise Perspektive auf die Gattung und ihre antike Geschichte niederschlägt, die schon deswegen ihrer Fortentwicklung in der christlichen Literatur nicht gerecht werden kann. Es bedarf also keinesfalls eines Rückgriffs auf die grundlegende Ebene eines literaturwissenschaftlichen Gattungsverständnisses, wonach ein Dialog rein formal und inhaltlich gänzlich neutral als Wechselrede zweier oder mehrerer Sprecherinstanzen zu bestimmen sei, um seine christlichen Realisationsweisen für den Kreis der veritablen Fälle der Gattung zu retten. Vielmehr ist der *Gallus* aussagekräftiges Beispiel dafür, dass der Dialog im Laufe seiner antiken Gattungsgeschichte ein Möglichkeitsspektrum herausgebildet hat, in dem die Inszenierung eines ergebnisoffenen Meinungsaustauschs nur eine Variante unter mehreren darstellt, über die das der Gattung inhärente inhaltliche Komplexitätspotenzial aktiviert werden kann. [...] Vor diesem Hintergrund zeigt das *close reading* des *Gallus* auf, dass der Ausgangspunkt für den Gestaltungsspielraum, der die spezifische Signatur des literarischen Dialogs ausmacht, in der Gesprächsinteraktion und einer dazu komplementären Figurengestaltung zu suchen ist, deren charakteristische Variabilität vielfältige Möglichkeiten ihrer anspruchsvollen Realisierung bereitstellt, die sich deswegen auch nicht kurzerhand im Sinne einer angemesseneren oder weniger angemessenen Gattungszugehörigkeit hierarchisieren lassen.“ Zwischen „Attraktivität“ und „funktionale[m] Potenzial“ sieht Müller eine untrennbare Verbindung in jedem Dialog und fordert folgerichtig verstärkte (296) „Aufmerksamkeit für seine Funktionsgeschichte“.

Dazu, dass dieses durchaus hochgesteckte Ziel zunächst schneller und nachhaltiger und in einem weiteren Schritt ganz selbstverständlich erreicht werde, leistet der Sammelband einen nicht hoch genug einzuschätzenden Beitrag.

Sonja Schreiner

Anna Ginestí Rosell, Dialogpoetik der *Quaestiones Convivales* von Plutarch, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Plutarch-Studien. 1.) 301 S. ISBN 978-3-525-36156-6. ISSN 2941-0010

Dieses Buch stellt die überarbeitete Fassung der Habilitationsschrift von Anna Ginestí Rosell dar, in der sie die Dialogpoetik Plutarchs durch die Zusammenschau von drei Dimensionen seiner literarischen Gespräche zu ermitteln versucht, nämlich der extradiegetischen, der intradiegetischen und der mimetischen Ebene. Dabei befasst sich die Autorin zunächst mit den Äußerungen, die Plutarch als Verfasser der *Quaestiones Convivales* über Inhalte und Ziele eines gelungenen Gastmahls macht, dann mit den Bemerkungen der Gesprächsteilnehmer innerhalb dieser Texte über ihre Zusammenkünfte und schließlich mit der Darstellung des richtigen und des verfehlten Verhaltens von Gesprächsteilnehmern bei Symposien.

Im ersten Kapitel stellt Ginestí Rosell wesentliche Bestandteile und Ziele der plutarchischen Unterhaltungen, wie sie in den *Quaestiones* dargestellt sind, heraus, allen voran die *philia*, die „Freundschaft“, als Ziel der Gespräche. Hierbei finden die aktuellen Studien zur Rolle der Eliten in den historischen und literarischen Symposien, insbesondere in denjenigen der Kaiserzeit, Eingang. Primär jedoch geht Ginestí Rosell der Frage nach, wie Plutarch die Vorbildautoren, allen voran Platon und Xenophon, einsetzt oder wie er seine Figuren diese zitieren lässt. In diesem Zusammenhang streift sie die bis heute intensiv diskutierte Frage, woher Plutarch seine Literaturkenntnisse bezog. Ein eigenes Unterkapitel ist der „Geographie der *Quaestiones Convivales*“ gewidmet (84–88).

Aufbauend auf diesen Präliminarien kann die Verfasserin gut den Charakter der Rahmung der *Quaestiones* herausarbeiten: Plutarch hat sein eigenes Leben in die von ihm referierten, sehr unterschiedlichen Symposien eingespiegelt, wobei er teilweise Begebenheiten aus seiner Jugend, aber ebenso Versammlungen aus jüngster Vergangenheit präsentiert. Angesiedelt sind diese Gastmähler in zentralen Orten der griechischen Welt wie in Athen, Eleusis oder Elis. In diesem Zusammenhang kann die Autorin aufzeigen, wie es Plutarch gelingt, durch das Zitieren älterer Autoren oder durch die Erwähnung verschiedener Reisen den zeitlichen und räumlichen Horizont der geschilderten Gespräche auf die gesamte griechische Zivilisation auszuweiten, sodass sich die Leserschaft in die Zeit Homers und in geistige oder politische Zentren wie Alexandrien oder Rom versetzt sieht.

Das zentrale zweite Kapitel ist der Frage nach der „Konstruktion des Symposions“ gewidmet. Hinsichtlich der Gattungsfrage der *Quaestiones* stellt Ginestí Rosell zunächst die Ergebnisse bisheriger Forschungen zusammen, die in der Mischform, welche den *Quaestiones* zweifellos zukommt, Bezüge zur Problematika-Literatur, der Briefliteratur, den Progymnasmaten oder der miszellanen Literatur beobachteten. In diesem Zusammenhang präsentiert die Verfasserin ihre Hauptthese zur Gliederung des Werks: Plutarch stelle „in seiner doppelten Eigenschaft als Erzähler und Figur (der dargestellten Gespräche, Anm. A.D.) das eigentliche Ordnungsprinzip des Werkes“ dar (89). Dies ist gewiss keine gewagte These im Hinblick auf einen Text, in dem der Autor als Verfasser der Prologe und als zentrale Person der fiktiven

Dialoge omnipräsent ist. Aber G i n e s t í R o s e l l zeigt deutlich, dass die neun Prologe, sofern sie als einheitlicher Traktat betrachtet werden, als Handreichung Plutarchs zu lesen sind, wie Symposien organisiert werden sollen und in welcher Weise man sich über solche Zusammenkünfte äußern kann. Auf die Synopse der Prologe folgt eine exemplarische Besprechung von zehn ausgewählten Fragen der *Quaestiones*, in denen die „metasymposiasische Ebene sehr präsent ist“ (150–151). In diesem Abschnitt sind interessante Überlegungen zum Erziehungsanspruch dieses Werkes sowie zur Interaktion des Autors, aber auch der Dialogfigur Plutarch mit dem Lesepublikum zu finden. Das Kapitel gipfelt in der Synthese der Beobachtungen zu den Prologen und den neun Dialogen, die Plutarch als Autor und Figur als Ordnungsprinzip herausstellen können. Bedenkenswert sind G i n e s t í R o s e l l s Betrachtungen zur poetologischen Bedeutung der Ausdrücke *sporáden* und *ou diakekriménos*, mit denen Plutarch seine Anordnung der Symposien in den *Quaestiones* beschreibt – er habe die Gespräche in improvisierter Form ohne deutliches Gliederungsprinzip gestaltet (236–244).

Das Schlusskapitel befasst sich knapp mit den Adressaten dieses plutarchischen Werkes, wobei die Autorin ihren Überlegungen das Modell des „aktiven Lesers“ in der Kaiserzeit zugrunde legt, durch dessen Mitwirken bei der Lektüre „die Kohärenz des literarischen Werkes erst in der Rezeption“ entstehe (255). Diesbezüglich rekonstruiert sie anhand kürzerer Traktate Plutarchs wie *De audiendis poetis* dessen eigene Rezeptionstheorie. G i n e s t í R o s e l l kann plausibel machen, dass diese Theorie auf die ideale „Dialoggemeinschaft“ (268) der *Quaestiones* übertragbar ist, die die Leserinnen und Leser dazu einladen, den Forderungen und Warnungen der Prologe und der Dialogfiguren nachzugehen und diese aktiv umzusetzen. Dergleichen sei auch für andere Traktate Plutarchs, beispielsweise *De E apud Delphos*, anzunehmen.

Dieses Buch, das den ersten Band einer neuen Serie bildet, hätte sich eine sorgfältigere Korrektur durch die Reihenherausgeber verdient. Die zahlreichen Schreibfehler trüben etwas die Lesefreude dieses gelungenen Auftakts der Plutarch-Studien.

Alfred Dunshirn

Daniel Emmelius, *Das Pomerium. Geschriebene Grenze des antiken Rom*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2021. (Studien zur Alten Geschichte. 30.) 411 S. Ill. ISBN 978-3-949189-06-7

Im „Vorwort“ erläutert der Verfasser die Genese seiner bei Uwe Walter an der Universität Bielefeld im Sommersemester 2019 approbierten Dissertation. Die „Einleitung“ ist dem „Forschungsstand“ (vom 19. Jh. bis in die Gegenwart), dem „Aufbau der Arbeit“ und den „Theoretische[n] Grundlagen“ gewidmet und enthält jene Definition des Pomerium, von der Emmelius ausgeht (12–13): „Beim Pomerium handelte es sich um eine sowohl von den Stadtmauern als auch von der tatsächlichen Bebauung verschiedene Grenze, welche zumindest seit der späten Republik mithilfe von Grenzsteinen (Cippi) markiert wurde. Gedeutet wird es in der Forschung gewöhnlich als *die* ‚sakrale‘ Grenze der Stadt, welche von erheblicher Bedeutung für die politische und religiöse Ordnung besonders in der Republik gewesen sei. Die vorliegende Arbeit bildet den Versuch einer monographischen Gesamtdarstellung und zugleich grundlegenden Neubewertung der Rolle dieser Grenze. Diese geht jedoch, wie sich immer wieder zeigen wird, unmittelbar einher mit einem neuen Blick auch auf die anderen römischen Stadtgrenzen.“ Emmelius hat einen (23–24) „eher kulturwissenschaftliche[n] Ansatz gewählt. Dieser sucht [...] die uns vorliegenden antiken Zeugnisse nicht nur als Quellen für

von ihnen unabhängige Räume und Grenzen, sondern auch selbst als Überreste vielfältiger, zeitlich weit verteilter Akteure von Raumkonstitution ernst zu nehmen. Es wird davon ausgegangen, dass diese – bei aller Vorsicht angesichts ihrer Ausschnitthaftigkeit – empirisch begründete Rückschlüsse auf den sozialen Konstitutionsprozess des Pomerium in seiner Gesamtheit und somit auch dessen Rolle in Rom erlauben. [...] Dieser Zugang, auf den auch der Untertitel ‚geschriebene Grenze‘ verweist, baut auf der Grundperspektive des sogenannten Topographical turn auf, eines vor allem in den kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaften verfolgten Zweiges des Spatial turn. Anders als in soziologischen Ansätzen und anknüpfend an das ältere ‚Kultur-als-Text‘-Paradigma wird hier Raum, jedenfalls sofern er einer kulturwissenschaftlichen Analyse zugänglich sein soll, zunächst einmal als eine Art Text verstanden. [...] Vertreterinnen und Vertretern des Topographical turn geht es allerdings vor allem um die *Graphie* im Wort Topographie, also nicht so sehr um Rekonstruktion oder Beschreibung kultureller Topographien, sondern um die ihr zugrundeliegenden Konstitutionsprozesse, gewissermaßen also das ‚Schreiben‘ des Raumes und dessen historische Bedingtheit. Dabei wird Raumkonstitution (und mithin auch die Konstitution von Grenzen) als Zeichenprozess verstanden, für den handelnde Akteure, zugeschriebene Bedeutungen und ein Medium, das dabei vermittelt, (etwa ein Text, eine Karte, oder aber der menschliche Körper), gleichermaßen konstitutiv sind.“

„Die rätselhafte Grenze. Definitions- und Ursprungsfragen“ nähert sich den (27) „basalen Fragen“, was genau das Pomerium eigentlich war und wo es ursprünglich verlief. [...] War das Pomerium eine immaterielle Linie, welche die Stadt umzog und durch die erhaltenen Grenzsteine (Cippi) markiert wurde? [...] Oder handelte es sich eher um einen zweidimensionalen Grenzbereich, auf dessen Außengrenze die Cippi standen? [...] Befand sich das Pomerium ferner schon immer außerhalb der Stadtmauer wie die kaiserzeitlichen Grenzsteine, oder verlief es ursprünglich und womöglich noch in republikanischer Zeit innerhalb der Mauer?“ Mit viel Literatur und zahlreichen Textauszügen dekliniert Emmelius die Möglichkeiten durch ([30] „Das Pomerium als Linie“; [34] „Das Pomerium als Grenzstreifen oder Bereich vor der Mauer“; [37] „Das Pomerium als Gesamtfläche des Stadtgebiets“). Er konstatiert ein (46) „Oszillieren des Begriffs zwischen Grenze und begrenztem Gebiet“. Ausgehend von der Mehrheit der Zeugnisse, die für eine Fläche votieren, diskutiert Emmelius die Möglichkeit, das Pomerium als (51) „freien Streifen“ zu sehen. Ähnlich komplex ist die (53) „Relation zur Stadtmauer“. Hier spannt sich der Bogen von einer (55) „zweite[n] Grenze innerhalb der Mauer“ über (58) „[e]in Pomerium beiderseits der Mauer“ und eine Lage (60) „außerhalb der Mauer“ bis zur (63) „Mauerlinie und als Gebiet *intra muros*“ und „als von der Mauer unabhängige Grenze“. Das Thema ist kultur- und wissenschaftsgeschichtlich gleichermaßen von Interesse, da realienkundliches Verständnis ohne entwickeltes Wissen um das Pomerium vielfach unmöglich ist und Emmelius gut zeigen kann, (68) „wie sehr schon die grundlegenden Aspekte des Begriffs in der Antike Gegenstand einer vielstimmigen Diskussion waren. In der Forschung wurde [...] versucht, diese Vielstimmigkeit durch harmonisierende Interpretation zu reduzieren sowie durch das Verwerfen der jeweils unpassenden antiken Zeugnisse zu einer ursprünglichen Definition vorzudringen.“ Alte Riten wie das Pflugritual und die *inauguratio* werden unter Heranziehung literarischer und archäologischer Quellen für eine exakte Deutung nutzbar gemacht (99): „Die auf Livius gestützte Auffassung vom Pomerium als *locus inauguratus* wird von ihren modernen Vertretern oft mit der Ansicht kombiniert, das Pomerium stelle zugleich die Grenze eines Stadtgebietes dar, das als Objekt einer *effatio* und *liberatio* zu verstehen sei, einer von der ‚vollen‘ *inauguratio* zu unterschei-

denden Definitionshandlung. Nach weitgehend übereinstimmender Aussage der Quellen handelte es sich bei einer *effatio* um die Bestimmung der Grenzen eines zu konstituierenden Areals mithilfe von Sprechakten. Der genaue Gehalt der an nur sehr wenigen Stellen belegten *liberatio* ist nicht mehr sicher rekonstruierbar; vermutlich betraf er die Aufhebung älterer, konkurrierender Raumkonstrukte.“ Weiters wurde vertreten, dass das gesamte Stadtgebiet inauguriert wurde, aber auch, dass es gar keinen rituellen Hintergrund gab und das Pomerium etruskische Wurzeln hatte.

Ob es neben der rituellen Bedeutung eine spezielle sakrale Funktion gab, klärt Daniel Emmelius im Folgekapitel „Roms ‚magische‘ Grenze? Funktionszuschreibungen an das Pomerium“. Er beschäftigt sich mit fremden Kulturen, mit der Anwesenheitspflicht des Flamen Dialis (zuzüglich seiner Kleidungsvorschriften), mit dem Pomerium als (159) „Trennung von Friedens- und Kriegssphäre“ und mit der Entwicklung des Bestattungsverbots (mit übersichtlichen Karten 138 und 142–143). Dabei kommt er zu einem erstaunlichen Befund (157): „Auch in der schriftlichen Überlieferung deutet somit kaum etwas daraufhin, dass das Pomerium als eine Art apotropäische Grenze von Leben und Tod im antiken Diskurs über Bestattung und das Stadtgebiet eine nennenswerte Rolle spielte. [...] Die Annahme, das Pomerium sei für das Bestattungsverbot deshalb maßgeblich, weil es dem Stadtgebiet eine besondere sakrale Qualität verliehen habe, erweist sich ebenfalls als nicht haltbar. Keine antike Quelle begründet – unabhängig von der dabei vorausgesetzten Qualität des Pomerium – das Bestattungsverbot in der Stadt mit einer solchen Qualität des Stadtgebietes.“ Zum (176) „Ort der Comitia Curiata“ schreibt Emmelius – gleichsam als Gegengewicht zu den *comitia centuriata* – einen Exkurs: „Ähnliches wie für die Centuriatscomitien gilt im Übrigen auch umgekehrt für die Curiatscomitien. Von diesen wird gelegentlich behauptet, sie hätten – quasi als ziviles Gegenstück der Centuriata – nur innerhalb des Pomerium zusammentreten dürfen. Die Quellenlage stellt sich hier aber nicht weniger problematisch dar.“ Vergleichbares gilt für militärische Präsenz (197): „Auch die auf kaiserzeitliche Verhältnisse bezogenen Zeugnisse belegen [...] in keiner Weise die Annahme, dass Truppen in Rom regelmäßig unbewaffnet waren und so die Vorstellung eines sakralrechtlich demilitarisierten Stadtgebietes *intra muros* gewahrt hätten. [...] Im Hintergrund stehen nicht sakralrechtliche Regeln, sondern die im Grundsatz gleichen Prinzipien einer möglichst von Militär freien Innenpolitik, wobei lediglich das Ausmaß, in dem man diesen in der Praxis entsprach, sich grundlegend gewandelt hatte.“ Das belegt Emmelius mit Stellen aus Tacitus, Plinius, Sueton, Cassius Dio und der *Historia Augusta*. Um dem Umgang mit militärischen Kommandos in der Praxis nachzuspüren, macht Emmelius eine (238) „Gegenprobe“: „Ein letztes Argument in diesem Zusammenhang soll schließlich aus einem Perspektivwechsel gewonnen werden. [...] Hätte es in Rom die Vorstellung einer sakralrechtlichen Verbannung des militärischen Kommandos aus der Stadt gegeben, obwohl diese aus den rekonstruierbaren Einzelregeln und -praktiken selbst nicht erschlossen werden kann, müsste man damit rechnen, dass sie sich in irgendeiner Weise diskursiv niedergeschlagen hätte.“ Der Befund ist aber negativ. Belege für einen Zusammenhang zwischen dem Pomerium und den Auspizien und dem Auguralrecht gibt es hingegen (242): „Das Pomerium wird hier nämlich als Grenze der *auspicia urbana* bzw. des *urbanum auspicium* bezeichnet. Genauer gesagt taucht dieser Terminus in den Quellen dreimal auf, bei Varro, Granius Licinianus und Gellius, stets mit ausdrücklichem Bezug zum Pomerium.“ Hinzu kommen einige Cicero-Passagen in *De natura deorum* und *De divinatione*. Cicero ist auch in einem weiteren zentralen Themenbereich ein wichtiger Gewährsmann, nämlich beim (264) „Grenzübertritt zurückkehrender Feldherrn“, konkret bei Verres’ „heimliche[n] Besuche[n] in

der Stadt“. E m m e l i u s' zweites Beispiel betrifft den Bericht des Tacitus über Drusus' aufgeschobene *ovatio* (Ann. 3,11 und 19), und mit einem zusätzlichen Blick auf Livius kommt er zu dem Ergebnis (267): „Zumindest in diesem Zusammenhang, also der Rückkehr von Feldherrn, sind somit für eine Rolle des Pomerium als Endpunkt der Geltung von Auspizien keine hinreichenden Belege zu finden.“ Doch E m m e l i u s' Neubewertung geht noch deutlich weiter (283): „Diese Ergebnisse zum Zusammenhang von Pomerium und Auspizien wirken sich nun schließlich auch auf die Bewertung des spezifischen Charakters des Pomerium insgesamt aus: Sie zeigen nämlich, dass sich trotz der regelmäßigen Verknüpfung von Pomerium und Auspizienwesen in den antiken Texten sogar in diesem Bereich keine sakrale Höherwertigkeit des intrapomerianalen Raumes gegenüber dem Umland greifen lässt. Erst recht erlaubt es keine der zitierten Stellen, jene engen Zusammenhänge zwischen der auguralen Bedeutung des Pomerium und anderen Bereichen der politischen und religiösen Ordnung herzustellen, die in der Forschung so oft behauptet oder vorausgesetzt werden. Mit anderen Worten: Auch eine im Grundsatz durch viele Zeugnisse gestützte Bedeutung des Pomerium im Bereich des Auspizienwesens – worin auch immer diese ganz genau bestanden haben mag – machte das Pomerium noch nicht zu *der* sakralen Grenze Roms schlechthin, welche sie gemäß der etablierten Sicht dargestellt haben soll.“

Diese Umwertung eröffnet auch das Schlusskapitel „Das ‚Schreiben‘ der Grenze: Zum Konstitutionsprozess des Pomerium“ (284): „Die in der Forschung regelmäßig vorausgesetzten Definitionen, Funktionen und Kernbedeutungen des Pomerium beruhen auf einer insgesamt recht spärlichen und überaus widersprüchlichen Quellengrundlage. Bei deren Deutung wurden und werden oftmals verstreute Einzelaussagen überinterpretiert, in problematischer Weise verallgemeinert bzw. geglättet, wobei bestimmte Vorannahmen über die spezifische Essenz des Pomerium eine maßgebliche Rolle spielen.“ Die (285) „Untersuchung seines fortlaufenden Konstitutionsprozesses“ soll zu einer möglichen Lösung führen und ihn als „(Um-)Schreibprozess“ erweisen. Ausgehend vom antiquarischen Diskurs, der historiographischen und philosophischen Darstellung strebt E m m e l i u s „Rückschlüsse auf die pragmatische Ebene des Konstitutionsprozesses und damit die gesellschaftliche Rolle des Pomerium“ an. Einen besonderen Stellenwert haben die Erweiterungen des Pomerium (307): „Es gilt zu zeigen, dass diese ebenfalls in erster Linie als ‚Aussagen‘ innerhalb des antiquarischen Diskurses anzusehen sind. [...] Besonders bemerkenswert an den Pomeriumerweiterungen ist [...], dass der antiquarische Diskurs zur Stadt Rom in diesem Bereich enge Verbindungen mit der Selbstdarstellung von Herrschergestalten sowie mit der Darstellung des Verhältnisses der Stadt zum (Welt-)Reich einging. Es lassen sich, anders gesagt, Überschneidungen des antiquarischen Diskurses mit dem zeitgenössischen Herrscherdiskurs und mit dem imperialen Rom-Diskurs beobachten, welche durch die im antiquarischen Diskurs hergestellten Verbindungen des Pomerium mit Romulus (und Servius Tullius) sowie eine Analogisierung von Pomeriumerweiterung und Eroberung ermöglicht wurden.“ Systematisch geht E m m e l i u s die in der Literatur erwähnten Erweiterungen durch und klassifiziert sie nach tatsächlicher Wahrscheinlichkeit und Wertigkeit, wobei er eine große Zeitspanne (bis in die Spätantike) und viele Genera abarbeitet. Am Ende steht neben dem (328) „in seiner antiken Form spekulative[n] etymologischen Verfahren“ eine „ausführlich demonstrierte Uneindeutigkeit des Pomeriumbegriffs“, was im Wesen des antiquarischen Zugangs begründet liegt, nämlich (329) „die verbreitete Praxis, mehrere Alternativdeutungen ausdrücklich zu nennen oder gar zu diskutieren, um klarzustellen, dass sie dem jeweiligen Autor bekannt war. [...] Die Tendenz zu einer faktischen Bedeutungsvielfalt ist [...] der Logik des antiquarischen Dis-

kurses paradoxerweise bereits selbst inhärent.“ Zudem begünstigt die „starke Schriftbasiertheit des antiquarischen Diskurses“ Meinungspluralismus (330): „Dabei war die Autorität von Schriften offenbar selbst für die eigene Gegenwart höher als die mündliche Auskunft anderer oder die eigene Anschauung.“ Schriftlichkeit „übertraf an Bedeutung [...] ebenso die physischen Markierungen des Pomerium durch Grenzsteine wie auch die rituellen durch Umgehungsprozessionen“.

Daniel Emmelius hat sich auch Gedanken zur Wahrnehmung der Cippi (mit Abb. 334–338 und einer Karte 339) gemacht; sie (330–331) „lassen aufgrund ihrer materiellen Eigenart und nur zur Stadt gerichteten Inschrift nicht erkennen, ob sie als Markierung einer Pomeriumlinie oder als Außengrenze eines Pomeriumstreifens zu deuten sind. Dadurch blieben sie mit mehreren auch widersprüchlichen Definitionen des Begriffs kompatibel, auch wenn zumindest bei einigen Cippi Markierungen auf dem Scheitel mit dem Schriftzug *POMERIUM* ein lineares Verständnis zu begünstigen scheinen.“ Außerhalb der antiquarischen Schriften wird das Pomerium auch metaphorisch gebraucht, etwa bei Varro in *De re rustica* als engere thematische Eingrenzung. In juristischen Schriften spielt es seltsamer Weise kaum eine Rolle, wohl aber, wenn es um bodenrechtliche Fragen geht; und bei Apuleius (*De deo Socratis* 19,31) ist das Pomerium in einem (356) „,alltagssprachliche[n]“ und nicht-romspezifische[n] Gebrauch“. Es steht für eine „bloße Ortsangabe im Sinne von ‚freier Bereich vor den Stadtmauern““. Nur Cassius Dio sieht (333) „das Pomerium als *die* staats- und sakralrechtlich maßgebliche Stadtgrenze“. Plutarch und er sind die einzigen Griechisch schreibenden Autoren, die das Pomerium überhaupt erwähnen (360): „Für den Umgang Cassius Dios mit dem Pomeriumsbegriff finden wir in den überlieferten Texten nicht nur keine nennenswerten Vorläufer; auch in den folgenden Jahrhunderten konnte sich dieser offenbar nicht durchsetzen. Wir finden jedenfalls auch keinen späteren Autor, der das Pomerium nur annähernd in so vielen verschiedenen Kontexten nennt und ihm dabei auch noch Grenzfunktionen zuschreibt.“ Im Mittelalter wird *pomerium* dann zur Nebenform von *pomarium* (363): „Assoziationen mit landwirtschaftlicher Produktion hatten wir auch bei Prudentius und Pseudo-Hegesippos bereits beobachtet, wobei die Bedeutung Mauervorland bzw. Umland noch dominiert.“ Denn jetzt sind „selbst noch die Verbindungen mit der Stadtmauer“ gekappt. Daniel Emmelius zitiert 364 Isidor, *De differentiis verborum* 465 (*Pomarium est, ubi poma ponuntur, pometum ubi poma nascuntur, pomerium ubi poma inveniuntur*).

Als Überleitung zum „Resümee“ fasst Emmelius zusammen, dass der Begriff des Pomerium außerhalb der antiquarischen Literatur vergleichsweise selten vorkommt. Die Bedeutung der antiquarischen Schriften als Bildungsgut hat ihn erst prominent werden und auf andere Themengebiete ausgreifen lassen. Typisch römische Etymologie tat ein Übriges. Solange es antiquarischen Diskurs gab, hatte das Pomerium einen (365) „spezifischen, historisch bedeutsamen“ Wert, bildete (371) „einen wichtigen Kristallisationspunkt von antiquarischem Wissen“ und – „zusammen mit Monumenten, Gebäuden und anderen (nicht zwingend auch physisch markierten) Orten – ein bedeutsames Element eines Wissensraumes ‚Stadt Rom““. Dieser Raum ist allerdings nicht nur physisch zu verstehen, sondern (372) „konnte an prinzipiell jedem Ort mental ‚betreten‘ werden“. Letztlich wird das Pomerium zum Identifikationsraum und zur Romidee (376): „Die ‚große‘ Zeit in der Geschichte des Pomerium scheint [...] eher die späte Republik und die frühe und mittlere Kaiserzeit [gewesen zu sein]. Denn gerade in diesen Jahrhunderten ging es immer wieder darum, Wissen über die Ursprünge Roms sowohl mit der Stadt und dem Weltreich der Gegenwart als auch, nicht zuletzt, mit der Person des Kaisers in einem Wissensraum zu verknüpfen.“

Ein mehrteiliger „Anhang“ („Zu Quelleneditionen und bibliographischen Abkürzungen“; „Literaturverzeichnis“; „Abbildungsnachweis“; „Register“ – unterteilt in „Sachen, Personen, Orte und Begriffe“ und „Quellen [in Auswahl]“) bietet wichtige Hilfestellungen zu einer komplexen Themenstellung, die der Verfasser für Vertreter*innen gleich mehrerer (altertumswissenschaftlicher) Disziplinen luzid abhandelt. So bleibt Daniel Emmelius nur zu wünschen, dass seine Monographie auf keiner Kulturgeschichte-Leseliste fehlen möge.

Sonja Schreiner

Jan M. König, *Ovids Ars amatoria und Remedia amoris im Licht ihrer Rezeption. Rollenspiele erotodidaktischer Kommunikation*. Darmstadt: wbG Academic 2023. 471 S. ISBN 978-3-534-27607-3. eBook (PDF): ISBN 978-3-534-27608-0

Das „Vorwort“ ordnet die umfangreiche Monographie als im Oktober 2021 an der LMU München approbierte Dissertation ein und zeigt anschaulich, wie lange sich ihr Verfasser schon mit Ovids Liebesdichtung beschäftigt und wie er seinen Fokus von einem akademischen Qualifikationsschritt zum nächsten immer wieder neu eingestellt hat. Diese Feinjustierung ermöglicht einen neuen Blick nicht nur auf Ovid und seine Rezeptionsgeschichte, sondern insbesondere auf das Wesen von Rezeption, Adap(ta)tion, Imitation, Ämulation, Anverwandlung, Nachdichtung und -wirkung. Ein unverstellter Blick auf die späteren Texte verleiht ihnen Selbst- und Eigenwert, macht sie nachweislich zu mehr als ‚Produkten‘ epigonaler Haltung. In der Rückschau auf Ovids Werke als Quellen der Inspiration zeigt sich zudem, welchem jeweils zeitgenössischen Verständnis *Ars* und *Remedia* unterlagen, welche (9) „Rezeptionsantworten“ gegeben wurden in diesem „Wechselspiel von Produktion und Rezeption“, basierend auf „einem Verständnis von Literatur als Kommunikation“, demzufolge „sich [...] Rezeptionsprodukte – als Konkretisierungen des Sinnpotenzials des Ausgangstextes – für dessen Interpretation fruchtbar machen lassen.“

Zentral für Königs Darstellung ist das ausführliche theoretische Einleitungskapitel „Textproduktion und -rezeption: Theoretische und methodologische Reflexionen“, in dem er verschiedene Modelle vorstellt, die gewinnbringende Anwendung auf die von ihm analysierten Texte vorbereitet und durchgehend durch Organigramme veranschaulicht, etwa wie sich die Welt von Autor und Leser*in in einem Text überschneiden (11), wie folgerichtig Verfasser und Rezipient*in miteinander kommunizieren, oder welche Kommunikationsebenen in mehrdimensionalen Texten zum Tragen kommen (13). König subsumiert (16–17): „Texte öffnen ‚Frames‘, verweisen also explizit auf Weltwissen, das heißt, auf kulturelle Muster, um die eigenen Äußerungen in deren Rahmen zu verorten – sei es in Kongruenz oder in Brechung/Widerspruch. Wann immer ein Frame geöffnet wird, bleibt er offen und weitere Andeutungen, mögen sie auch sehr vage sein, führen zu wesentlich konkreteren Vorstellungen beim Leser, als es das Textmaterial an der betreffenden Stelle hergeben würde. Natürlich kann ein Text einen solchen Frame auch erst selbst konstruieren, eine fiktive Wirklichkeit erschaffen. Ohne Vorwissen über die Welt, aber eben auch ohne Kenntnis des vorhergehenden (und sogar überhaupt: umgebenden) Textmaterials, kann die einzelne Stelle also nicht verstanden werden. Genauso verhält es sich mit Kommunikationsmodi; ist beispielsweise von der Erzählinstanz eine Aussage einmal deutlich als ironisch markiert, wird der Leser für zukünftig schwächere Ironiesignale deutlich empfänglicher sein – ja, er mag sogar Ironie dort verstehen,

wo sie gar nicht angelegt ist. Der Text modelliert also seinen Leser (beziehungsweise dessen Erwartungshaltung); er versucht, bestimmte Rezeptionsmodi zu stärken.“ Das bedeutet, dass (17) „die antiken Texte selbst zu Bezugsgrößen werden, deren bloße Nennung Frames öffnen kann [...]“. Von besonderem Interesse ist K ö n i g s Auflistung der verschiedenen Motivationen in der (21) „Rezeptionsproduktion“ (mit einer übersichtlichen Tabelle zu den Kategorien „kontinuativ“, „adversativ“, „reflektiv“ und „aemulativ“). Zur eigentlichen Produktion vermerkt er ebenfalls vier Optionen (23): „Kopie, Kommentar, Re.produktion [*sic!*], Ignoranz.“ (Die Schreibung ‚Re.produktion‘ erklärt K ö n i g in n. 56 damit, dass das konventionelle ‚Reproduktion‘ sich kaum von der ‚Kopie‘ unterscheidet, während „diese etymologisch motivierte alternative Schreibweise [...] die Dimension der Produktion in dieser ‚erneuten Abfassung‘ hervorhebt. Eine genauere Unterscheidung wird durch (25) „Mikrotechniken der Re.produktion“ möglich, die (26) „Präservierung“, „Mimesis“, „Archaisierung“, „Aktualisierung“, „Transstilisierung“, „Reduktion“ und „Ausbau“ umfassen, während zu den (30) „Makrotechniken der Re.produktion“ das breite Spektrum von der (Arbeits)übersetzung bis zur Anlehnung gehört: An methodisch besonders komplexen Stellen ergänzt K ö n i g stets Beispiele zum praktischen Verständnis des theoretischen Überbaus und bietet 40 zudem eine synoptische Tabelle, in der er alles bisher ausführlich Erläuterte auf weniger als einer halben Seite leicht fasslich für stärker optisch orientierte Leser*innen in ein großes Ganzes gießt.

Die Vielschichtigkeit eines Textes erschließt sich für K ö n i g durch unterschiedliche Herangehensweisen (43): „Wenn andere Schriftsteller auf ein Ausgangsdokument reagieren, tun sie das anders als Philologen – vielleicht intuitiver, natürlicher, dem Wesen von Kunst sogar angemessener? [...] Man könnte an dieser Stelle ausführlich darüber philosophieren, inwieweit ein Schriftsteller auch Philologe sein wird und wieviel Intuition umgekehrt literaturwissenschaftlicher Arbeit zugrunde liegt. [...] Forscher nehmen kreative Rezeption wahr und Schriftsteller den wissenschaftlichen Diskurs.“ Eine strikt getrennte Betrachtung von künstlerischer und wissenschaftlicher Ebene lehnt er ab. Ebenso instruktiv wie innovativ ist K ö n i g s Pfeildiagramm (45), in dem er in vier Schritten („Ausgangsdokument“, „Rezeptionsdokumente“, „Forschungsliteratur“, „vorliegende Studie“) die Genese der vorliegenden Monographie als Rezeptionsdokument expliziert. Am Ende des Theoriekapitels steht also die Leser*in und eine andere Methodik als bisher (47): „Zu verstehen, warum Leser wie auf ein Werk reagiert haben, kann uns dieses auf ähnliche Weise erhellen, wie die Arbeit des Autors mit Werken seiner Vorgänger zu entschlüsseln. Aus letzterer, produktionsästhetischer Perspektive hat man unausgesprochen die Rezeption also immer schon einbezogen – es ist nur folgerichtig, dass man sie jetzt ebenso ernst nimmt in ihrer Aussagekraft für das Werk, mit dem die Rezipienten gearbeitet haben. Gerade in der Klassischen Philologie hat man Literatur von der Vergangenheit und Gegenwart ihrer Entstehung her betrachtet. Um richtig verstanden zu werden: Das ‚Fortleben‘, ‚Nachleben‘, der ‚Einfluss‘ oder die ‚Wirkung‘ eines Dichters (engl. ‚afterlife‘, ‚presence‘ oder ‚influence‘) hat stets fasziniert. Doch erst die in den vergangenen Jahrzehnten erfolgte Neuperspektivierung solcher Betrachtungen als ‚Rezeption‘ verspricht tieferen literaturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn. Denn nun wird das Verhältnis von Ausgangs- und Rezeptionsdokument als reziprok aufgefasst, als ein Dialog, der über beide Texte gleichermaßen Aufschlüsse gibt. Der rezipierte Text wirkt nicht nur auf die Folgetexte ein, sondern diese auch auf ihn, da sie sein Sinnpotenzial weiter formen.“

Im Großkapitel „Einer, Keiner, Hunderttausend: Rezeptionsgeschichte zu Ovids liebesdidaktischem Zyklus“ liefert K ö n i g eine große Fülle an nach Epochen bzw. Jahrhunderten (und Ländern) sortierten Rezeptionsbelegen (stets in Original und Übersetzung), übersichtlich

in Tabellen gegenübergestellt und systematisch analysiert. Er beginnt mit einem knappen Forschungsbericht und versucht sich dann an einer Synopse der vielen Einzelbeobachtungen, die bereits gemacht wurden, zuzüglich einer Fülle eigener Beobachtungen, die Mehrwert versprechen. König beginnt bei Ovid selbst (52) „Ovid liest Ovid“, indem er die *Tristia* und *Epistulae ex Ponto* auf Reflexe aus der *Ars* und den *Remedia* durchleuchtet. Wichtige weitere Stationen in der Antike sind (in der Reihenfolge ihrer Erwähnung bei König) Seneca pater, Quintilian, Statius, Martial, Properz, Juvenal, Apuleius und Achilleus Tatius. Der Abschnitt zur Spätantike mag – aufgrund christlicher Moralvorstellungen – zwar kurz ausfallen (72–74), enthält aber so manchen deutlichen Bezug auf Ovids Erotodidaxe (mit einem Beispiel aus Maximians *Elegiae*). Höchst ergiebig ist hingegen das Hochmittelalter (78): „Ovid als Moralist und Sentenzenschmied, Ovid als ironisierender ‚Florilegist‘ alles Mythischen (worin ihm das Mittelalter gerne folgte), Ovid als Parodist des Göttlichen, – zahlreich sind die Facetten, die das Mittelalter in, aus und über Ovid las.“ Die Palette der präsentierten Autoren reicht von Roger Bacon und Alexander Neckam über Arnoul d’Orléans und Rigaut de Berbevil bis zu John of Salisbury, Pierre Abélard und Baudri de Bourgeuil. Dazu treten anonyme Texte, und mit Marie de France ist auch eine Dichterin vertreten. Die vielsprachigen Textausschnitte sind so bemessen, dass sich das eine oder andere ideal im Schulunterricht einsetzen ließe. (Königs Buch steht auch *open access* zur Verfügung, was die Nutzung als Unterrichtsmaterial unter Beachtung der CC BY-SA International 4.0-Lizenz kostengünstig ermöglicht.) Die Genrevielfalt erstreckt sich vom Gedicht über das Drama bis zum Briefsteller. Hinzu treten Übersetzungen und Übertragungen (115–125) und selbständige Werke wie der *Roman de la Rose*. Doch Jan König macht viel mehr als ‚nur‘ Texte vorzustellen und zu übersetzen. (Das wäre ja auch schon nicht wenig gewesen.) Er kommentiert, er kontextualisiert, und er zeigt Entwicklungslinien und Modetrends auf; für das (lange) sogenannte Mittelalter heißt das zum einen (141): „Mittelalterlicher Ovidianismus ist zunächst einmal von Vielschichtigkeit bestimmt“, zum anderen bedeutet es, dass in der (146) „Literatur des Mittelalters [...] jene Überführung der Triebwelt in die Zivilisation (mit all der begleitenden Stilisierung und Theatralität), die uns Ovid in *Ars amatoria* und *Remedia amoris* vorexerziert“, an Terrain gewinnt. In der Renaissance steigt das sprachliche und das poetologische Interesse. Man interessiert sich für die (147) „Rhetorik von Liebesdichtung“. Frühe Drucke belegen Ovids Beliebtheit. Gleich mehrere Werke Petrarcas (*De vita solitaria*, *Canzoniere*, *De remediis utriusque fortune*, *Secretum*) und Boccaccios (*Filocolo*, *Decamerone*) sind ausgewertet, aber auch Coluccio Salutati und Geoffrey Chaucer sind prominent vertreten. Der Abschnitt zur Renaissance zeigt von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Übergewicht der nicht-lateinischen Rezeptionstexte (von Torquato Tassos *La Gerusalemme Liberata* über eine Predigt Martin Luthers bis zu John Lylys *Endymion*). König führt so viele Beispiele und so viel Text an (je entlegener der Text, desto mehr), dass sich die Beispielreihe *ad infinitum* fortsetzen ließe. Auch hier ist mit Isabella Whitney wieder eine Dichterin vertreten (diesmal aus dem 16. Jh.). Sie schreibt im Stil Ovids, ohne dass gesichert ist, dass sie ihn studiert hat. Ihre Verse wären somit eine gelungene Spontanparallele und ein gutes Beispiel dafür, dass ovidischer Habitus nicht immer direkt mit ihm und seinem Œuvre verknüpft sein muss. Generell bedeutsam für die Renaissance ist (215) „das stetige Spiel mit Ich-Personae, mit Stimmen-Polyphonie sowie mit Rollen-Spielen, Rollentausch und Verwechslungen.“ Das 17.–19. Jh. fasst König in einem Kapitel zusammen und spricht von einer (216) „Wendemarke der Ovid-Rezeption. Vereinfacht gesagt, lässt aufziehende ‚Ernsthaftigkeit‘ die *Propria* ovidischer Dichtung in zunehmend kritischem Licht erscheinen.“ Beredete Beispiele dafür sind Auszüge aus John

Drydens *Preface zu Ovid's Art of Love* (1759) und aus Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique* (1702). Satirische Brechung finden wir bei Ben Jonson (*Epicene, or The silent Woman*), eine gewisse Entschärfung des ovidischen Originals in Mary Wortley Montagus *The Art of Love* (dazu gleichsam als Gegenentwurf Henry Fieldings *The Lovers Assistant*). Das Kapitel ist ein komparatistischer Streifzug durch die Literaturgeschichte (von Samuel Richardsons *Clarissa* bis zu Christoph Martin Wielands *Anti-Ovid*). König hebt so manchen ‚Schatz‘, darunter Texte von Carl August Böttiger, Friedrich dem Großen, Lord Byron, Alexander Puschkin, Søren Kierkegaard oder Friedrich Nietzsche: Ovid ist tatsächlich überall drin, auch wenn er nicht explizit draufsteht. 20. und 21. Jh. fasst König in einem weiteren Abschnitt zusammen und bringt neben Ausschnitten aus Literaturgeschichten und Paratexten zu Ausgaben auch Entlegenes wie Eduard Stemplingers *Vom Dirndel- und Buab'nfang. Frei nach Ovids ars amatoria* (1922) oder Aurels (d. i. Aurélie Octavie Gabrielle Antoinette de Faucamberge) *L'art d'aimer* (1927). Filme, Gedichte und historische Romane finden knapp Erwähnung und machen Lust auf ein tieferes Eintauchen in diese multimediale Dimension. Forschungsdiskursen wendet sich Jan König in mehreren Etappen zu. Er setzt (319) „1970–2020“ ein und arbeitet verschiedene Themensetzungen ab – von (323) „Geschlechterrollen“ (zuzüglich feministischer Lektüre) bis zur „Schule“. Dann wendet er sich (331) „Gegenwartskultur: Antiken-Verarbeitung“ zu. Das Spektrum reicht von Bob Dylan bis zu Stanley Kubrick und besticht durch die Breite des Gebotenen bei gleichzeitig tiefgehender Analyse. (Allein das Auffinden – und Erkennen! – all dieser so divergierenden Rezeptionsdokumente erfordert detektivischen Spürsinn und entwickeltes Forschungsinteresse.) 359–369 fasst König in aller Dichte das zusammen, was er auf mehr als 300 Seiten in stupender Weise ausgeführt hat (369): „Ovids Werk lebt deshalb in so schillernder Vielfalt fort, weil er nicht nur ‚sich‘, sondern auch seine Leser zupackend und doch uneindeutig in seine Texte eingeschrieben hat, weil er ihnen Raum gelassen hat, sich ins Werk hinein und wieder ins Leben hinaus zu lesen.“

„Provozierte Rezeption: Ovids Rollenspiele“ ist kommunikationstheoretisch fundiert und verortet *Ars* und *Remedia* (371) „als faszinierende Verflechtung von Poesie und Didaxe“. Im Vorwort hatte König von (9) „multigenerische[r] Verschränkung insbesondere von Elegie und Lehrgedicht“ geschrieben. Zunächst stellt er (373) „Kommunikation im antiken Lehrgedicht“ vor. Das Organigramm greift in leichter Variation das schon 13 abgedruckte wieder auf; nach 360 Seiten und bei der Komplexität der Materie ist das durchaus gestattet. 379 wird er es ein drittes Mal (abermals abgewandelt) zum Einsatz bringen, um seine Ausführungen zu den dichterischen Rollenspielen zu illustrieren (378–379): „Der entscheidende Unterschied zu Ovids direkten Vorgängern ist also: Die textinterne Pragmatik jener Werke funktioniert autark; ein Ich spricht ein als historisches Individuum identifiziertes Du an und unterrichtet es. Dieser Adressat unterscheidet sich vom impliziten Leser, der Teil ist einer größeren Leserschaft, welcher das Buch durch die Veröffentlichung gegenübertritt. Und der Autor seinerseits wird zum Lehrdichter erst via göttliche Inspiration, was als Literarizitätsmarker eine gewisse Distanz aufbaut. Diese Distanz zwischen Text und Realität reißt Ovid ein, indem er behauptet, göttliche Inspiration sei dank der Lebenserfahrung nicht vonnöten gewesen: *uates-doctor* = impliziter Autor = realer Autor [...]. Auf der anderen Seite des Kommunikationsmodells wird dieselbe Personalunion behauptet – schließlich nehme der reale Leser die Lektüre dieser Liebeslehre auf, um die Rolle des (textinternen) Schülers zu erfüllen: *discipulus-lector* = impliziter Leser = realer Leser [...].“ Die Kommunikation erfolgt (379) „vom Ich zum Du“. Sukzessive erarbeitet Jan König für alle Bücher der *Ars* (und später für die *Remedia*), wie dieser

(Lehr)dialog funktioniert. Er zeigt, (392) „dass mit fortschreitendem Lehrgang mehr und mehr Themen angesprochen werden, die in die Lebensrealität von Autor und Leser hineinreichen.“ 395 (und 403) kommt das schon dreimal eingesetzte Organigramm nochmals (abermals variiert) zum Einsatz, zunächst, um die (394) „sichtbare Aufspaltung der inneren Zweigleisigkeit, die das elegische Ich unsichtbar in sich trug“, zu zeigen: „Aus dem *poeta-amator* wird ein *praeceptor*-Ich (Adressant) und ein *amans*-Du (Adressat).“ Dann wird das System auf die Leser*innen ausgeweitet (403): „So führt Ovid sein Experiment mit literarischer Kommunikation fort; wenn wir uns nicht als Liebesschüler(innen) im Werk wiederfinden möchten, so können wir uns als skeptische *lectores* wiederfinden, oder aber weiterhin außerhalb der werk-internen Pragmatik als Leser nunmehr als Beobachter zweiter Ordnung. Dies führt zu Reflexionsstrukturen, die üblicherweise erst der Moderne zugestanden werden.“ Nach König (409) „sind die *Remedia* wesentlich persönlicher gestaltet, sowohl was die Präsenz der ersten Person („omnipresence“) als auch der zweiten Person (insb. Singular) anbelangt [...]“. Die Dichterperson hat sich verändert; sie (410) „vereint, so scheint es, souverän alle Reflexionsebenen und ist somit wahrlich als Einheit aller Ich-Ebenen, als gereifter Lehrdichter präsentiert.“ König sieht eine klare Entwicklungslinie (415): „In ihrer Gesamtheit beschließen die *Remedia* die elegische Lehre des Naso – die Elegie selbst geht aus diesem Ende jedoch um einige Facetten bereichert hervor.“ Auf knappen drei Seiten (415–417) zieht Jan König ein letztes Mal Fazit und hat auf die Frage nach Ovids Zielpublikum eine ebenso weitreichende Antwort, wie sein Buch Rezeptionsdokumente bietet (415): „Ovid schreibt mit dem Anspruch, mit einem ihm teils unbekanntem Leserkreis zu kommunizieren und er spielt mit diesem Anspruch.“ Dieser Satz ist zutiefst ovidianisch, und auch dieser hier hätte Ovid gefallen (416): „Das Proprium von *Remedia amoris* und *Ars amatoria* [...] liegt darin, sich nicht auf eine Lesart festlegen zu lassen.“

Ein „Anhang“ zu Struktur, Aufbau und Inhalt der *Ars* (419–421) und der *Remedia* (422–423) und viel Recherchearbeit enthaltende statistische Tabellen zum Verhältnis von Adressant und Adressat(en) in beiden Werken (424–429), eine gut sortierte und breit aufgestellte Bibliographie (im Umfang von mehr als 30 Seiten) und ein „Autoren- und Stellenverzeichnis“ sind in Anbetracht der Fülle von (zum Teil auch wenig bekannten) Rezeptionsdokumenten unentbehrliche Hilfsmittel.

Jan König kommt – und auch das macht sein Buch ungemein anregend – zu einem offenen Ende; die Rezeptionsgeschichte kann weitergehen – wie ein *perpetuum carmen* (417): „Eindeutig ist die literarische Wahrheit dieser Texte nicht, und das ist sicher ebenso eine Kernaussage ovidischer Dichtung: Wer Eindeutigkeit, wer Allegemeingültigkeit sucht, wird enttäuscht, nicht zuletzt in der Liebe. Und Dichtung wäre nicht Wahrheit, wäre nicht eindeutig – darin liegt die einzige eindeutige Botschaft ovidischer Rollenspiele.“

Sonja Schreiner

Ruth Monreal, *Aeneas als Held und Erzähler. Zur narrativen Gestaltung von Vergils Aeneis*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Hypomnemata. 214.) 424 S. ISBN 978-3-525-31147-9

Die *Aeneis* als einer der großen Haupttexte der augusteischen Zeit und das römische Nationalepos schlechthin erfreut sich – schon aus der Natur der Sache – in der Forschung seit jeher ungebrochener Beliebtheit. Dementsprechend viel wurde bereits zu diesem Werk gesagt, sodass bei jedem neuen Forschungsansatz wohl die größte Schwierigkeit sein dürfte, ange-

sichts dieses schier unermesslichen Konvoluts an bereits vorliegender Forschungsliteratur (die Suche nach dem Schlagwort „Vergilius Maro (P.)“ in der *Année Philologique* liefert stolze 14.173 Treffer) noch etwas Neues, bislang Unerkanntes bzw. zumindest Ungesagtes hinzufügen zu können. In diesem Sinn darf man der Verfasserin sehr herzlich dazu gratulieren, dass ihr dies ganz wunderbar gelungen ist und sie sich gleichermaßen in bereits vorhandenen und etablierten Diskursen innerhalb der Aeneisforschung sowie in völlig neuen Ansätzen wohlzufühlen scheint. Monreal verfolgt das Ziel, die Charakterisierung der Aeneas-Figur im zweiten und dritten Buch der *Aeneis* zu analysieren, die eine Binnenerzählung aus der „Sicht“ dieser Figur darstellt, wodurch Aeneas selbst zum homodiegetischen Erzähler wird. Dazu wird in sieben Schritten ein weiter Bogen gespannt, der mit der Problematik des Protagonisten als erzählender Figur beginnt, sich über Diskussionen zu Raum- und Zeitverhältnissen sowie eingehenden Untersuchungen zur Erzählung, dem Erzähler und dem Erzählten fortsetzt und schließlich in einer Besprechung von Gleichnissen mündet, an die noch ein Kapitel anschließt, das mit der infamen Helena-Szene ein altes textkritisches Problem der *Aeneis* behandelt. So kann Monreal umfassend darstellen, welche Charakteristika der Hauptheld erfüllen muss (und auch erfüllt), um sich innerhalb seiner eigenen Erzählung als Held und Erzähler zu profilieren.

Das erste Kapitel nimmt sich als eine Art ‚Aperitif‘ aus: Monreal geht direkt mit der Besprechung eines konkreten Fallbeispiels *in medias res* und erörtert anhand eines kurzen, aber sehr anschaulichen Beispiels (nämlich der Frage, ob und was Aeneas tatsächlich gesehen haben kann, als er vom Dach den Tod des Priamus bezeugen musste), welchen Problematiken die Arbeit insgesamt gegenüberreten wird. So gelingt es in ganz geradliniger Weise, nicht erst über den Umweg eines mühseligen, theoretischen und abstrakten Konzeptes die Relevanz des Themas vorzustellen und zu untermauern, sondern anhand einer ganz konkreten Instanz zu veranschaulichen, warum die Beschäftigung mit der Charakterisierung des Aeneas als Erzähler ein durchaus erstrebens- und lohnenswertes Unterfangen darstellt und welchen Informationsgewinn wir uns davon versprechen können. In sehr akribischer Weise behandelt Monreal dabei auch die bisherigen Diskurse zu dieser viel diskutierten Szene und lässt keine relevante Forschungsmeinung ungehört und noch weniger unbesprochen.

Im zweiten Kapitel widmet sich die Verfasserin erstmals einer theoretischen Explikation dessen, wovon sie uns im ersten bereits eine einladende Kostprobe zukommen hat lassen: Es wird knapp und in wenigen Worten erörtert, was der eigentliche „Plan der vorliegenden Untersuchung“ sei. Dabei distanziert sich Monreal ganz explizit davon, lediglich eine Neuformulierung von Altbekanntem abliefern zu wollen: ein Anspruch, dessen Erfüllbarkeit sie bereits im ersten Kapitel recht eindrucksvoll unter Beweis stellt, indem sie bei Ablehnung sämtlicher einflussreicher Literatur seit 1950 eine neue, schlüssige und in sich völlig konsistente Deutung findet, wie Aeneas die Todesumstände des Priamus kennen kann, ohne dabei in die Erklärungsnot zu geraten, warum er diese Ermordung des trojanischen Königs durch Pyrrhus-Neoptolemus nicht zumindest zu verhindern versucht habe. Im Folgenden gibt Monreal einen Überblick über die Kapiteleinteilung ihres Buches: Jedes beginnt dabei jeweils mit einer detaillierten Übersicht über die Vorgehensweise bei der Untersuchung sowie einer anfänglichen Auseinandersetzung mit den bisher überwiegenden und etablierten Forschungspositionen zum Thema. Am Ende folgt in philologischer Korrektheit (aber dankenswerterweise nicht in entsprechendem Wortreichtum) ein kurzer Kommentar zu Textgrundlage und Zitierweise.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich sodann mit der literarischen „Eigenständigkeit“ der *Aeneis* und versucht, das Werk aus dem „homerischen Schatten“ herauszuholen – eine Kulisse, vor der es nur zu oft gelesen wird: recht buchstäblich sogar, denn Monreal gelingt es zu zeigen, dass die homerischen Epen oft für ein Verständnis entweder gar nicht erforderlich oder gelegentlich sogar hinderlich sein können, wenn zu stark davon ausgegangen wird, Vergil habe in bloßer, geradezu sklavischer homerischer *imitatio* gedichtet. Die Autorin fordert darum ein Ablegen der „Homer-Brille“ (32), die den Text nur als vermittelt, aber nicht als eigenständiges Werk betrachtet. Die dauernde Betrachtung der *Aeneis* lediglich als abhängiger Text wird von Monreal leicht polemisch, aber äußerst treffend damit kritisiert, dass „manchem Vergil-Erklärer [...] keine intertextuelle Referenz zu einem noch so schlecht überlieferten Fragment eines noch so wenig bekannten Autors zu weit hergeholt“ sei, „als dass es nicht als wesentlich für die Erklärung des Aeneis-Textes angesehen würde“ (32); überhaupt sind Monreal's Kommentare ein Quell zynisch-trockenen Humors, der die Lektüre äußerst vergnüglich gestaltet (mehr dazu unten). Die Autorin bespricht daraufhin die Tücken der Quellenforschung sowie deren Anlass zur Fehlinterpretation und kritisiert die häufig anzutreffende Gleichsetzung literarischer Quellenforschung mit philologischen Stemmata unter dem (immer wieder in Monreal's Buch aufscheinenden) Verweis auf die bruchstückhafte Überlieferungssituation.

Ab Kapitel 4 beginnt nach einem äußerst kurzweiligen theoretischen Unterbau die eigentliche Untersuchung der Arbeit mit der Besprechung des „Titelheld[en] als erzählerische[r] Herausforderung“ (38). Monreal rekurriert dabei sogleich auf die Rechtfertigung des fliehenden Aeneas aus Kapitel 1 (und umschließt damit gekonnt die „trockene“ Theorie): Die Figurenwahl sei grundsätzlich kritisch, da es sich ja um einen Stadtgründer handeln soll, der aber zugleich seine eigene Heimatstadt nicht bis zum letzten Atemzug verteidigt haben soll. Dabei wird aber die – besonders letzthin populär gewordene – Deutung der *Aeneis* als geradezu „anti-augusteisch“ deutlich zurückgewiesen: Monreal attestiert hier einen Interpretationsansatz, der mehr einem Hinein- als einem Herauslesen von Informationen gleicht und dazu verurteilt ist, seinem eigenen selektiven Bestätigungsfehler aufzusitzen. Neben der Ablehnung der vermeintlich subversiven Tendenzen der *Aeneis* bespricht Monreal ebenfalls die Problematik des „östlichen“ Aeneas anhand eines Überblicks über den Gebrauch von Ethnophaulismen gegenüber Phrygern in der *Aeneis*. Im zweiten Abschnitt des vierten Kapitels folgt auf die Diskussion der Probleme mit Aeneas eine Besprechung seiner positivsten Eigenschaft: der *pietas*. Um diese als besonderes Spezifikum des Aeneas zu rechtfertigen, obwohl sie eigentlich eine „eher unspektakuläre soziale Tugend“ (48–49) sei, wählt Monreal die Deutung, dass es weniger eine qualitativ als quantitativ Aeneas zugeschriebene Eigenschaft sei: Dazu bedient sich die Autorin einer akribischen Auflistung aller Okkurrenzen von *pietas*, *pious* und *impius* in der *Aeneis* – eine beispiellose statistische Analyse, die man sonst in der Klassischen Philologie leider eher sucht, denn findet. Daran schließt sich noch eine ebensolche Untersuchung zu *ira*, *furor* und *amens* an, wobei v. a. *furor* als Charakteristikum von Heldenhaftigkeit gezeigt wird (in einem besonders pointierten Kommentar meint Monreal hierzu: „Der Unterschied zwischen ‚Heldentat‘ und ‚Himmelfahrtskommando‘ liegt nämlich vor allem im Ausgang der Unternehmung.“ [65]).

Im fünften Kapitel widmet sich die Verfasserin dann den zeitlichen Dimensionen und Relationen in der Binnenerzählung der *Aeneis*: Die Verbindung zwischen der erzählten Welt der *Aeneis* und der Rezipientenwelt außerhalb werde dabei vor allem durch Prophezeiungen hergestellt. Intradiegetisch seien diese dabei zwar proleptisch, für das Lesepublikum stellen sie

sich aber als Schau in die Vergangenheit dar und erweisen sich für dieses *ex eventu* als notwendigerweise wahr – eine Information, die die intradiegetischen Figuren nicht haben. Eine Ausnahme von dieser Regel stelle dabei die Vorausdeutung der Handlung der zweiten Werkhälfte durch Anchises in der Unterwelt dar: Hier nämlich erhält Aeneas das einzige Mal ein Mehrwissen gegenüber Vergils Rezipient*innen, da diese ja Vergils spezifische Gestaltung des Krieges in Latium (noch) nicht kennen können. Auf die längere Besprechung von Prolepsen folgt eine kürzere der Analepsen, deren Auftreten sich hauptsächlich auf die homodiegetische Binnenerzählung der Bücher 2 und 3 beschränkt, wobei Monreal sehr überzeugend und nachvollziehbar errechnet, dass eine siebenjährige Reise zwischen der Abfahrt von Drepanum und dem erneuten dortigen Eintreffen äußerst wahrscheinlich ist (74–75). Zuletzt wird die Rolle (bzw. überhaupt die Entität) der *fata* behandelt: Diese seien nicht als einheitlicher Begriff zu verstehen, wodurch dieser auch – entgegen häufiger Umsetzung in der bisherigen Forschung – keinerlei ernsthafte Rückschlüsse auf religionswissenschaftliche Aspekte zulasse (und zwar weder bezüglich Vergils persönlich noch Roms generell). Monreal zielt mit der Diskussion des *fata*-Begriffs auf eine Emanzipation der *Aeneis* von theologischer Betrachtung ab und plädiert dafür, den narrativen Text als solchen zu lesen und zu verstehen zu versuchen, ohne einen religionswissenschaftlichen Anspruch zu verfolgen – der (wie die „Homer-Brille“ aus Kapitel 3) oft den Fokus verschiebt und uneigentliche Aspekte in den Vordergrund rückt.

Das sechste Kapitel befasst sich sodann (nach der Zeit) mit dem Raum und den räumlichen Dimensionen des Texts. Hier geht Monreal (wie auch in Kapitel 5) über das Kernthema ihrer Untersuchung hinaus und behandelt zunächst die Unterwelt aus *Aeneis* 6, wobei besonderes Augenmerk – wie eigentlich bei jeder Studie dieser Szene zu erwarten ist – der Frage nach dem Ausgang gilt bzw. den beiden Toren: Monreal wählt hierbei einen erstaunlich „philologischen“ Zugang und klammert sich nicht so sehr an die oberflächlichen Bezeichnungen *falsa* und *uera* der Träume und Schatten, die die Stelle für die meisten Erklärer so problematisch machen, sondern untersucht vielmehr (in ihrem statistischen Anspruch) die Konnotate von *somnium* und *umbra* in der *Aeneis* insgesamt, woraus sich ein deutlich positiveres Bild für ersteres und negativeres für zweiteres ergibt. Anschließend konzentriert sich die Untersuchung wieder auf die Bücher 2 und 3: Zunächst wird erklärt, wie die räumlichen Verhältnisse bei der Auffindung des hölzernen Pferdes zu verstehen sind (dass man sich nämlich nicht Priamus beim Pferd denken darf, sondern vielmehr Sinon zu ihm gebracht wird). Besonderes Augenmerk gilt allerdings Aeneas selbst, der im zweiten Buch dreimal wieder in die Stadt geht, anstatt aus ihr zu fliehen, was Monreal als „Ausgleich“ für die dreifache Rettung des Aeneas aus der Stadt in der *Ilias* versteht (an dieser Stelle sei Monreal ein ausdrückliches Lob ausgesprochen, Figuren unterschiedlicher Provenienz unterschiedlich zu schreiben und dadurch deren Unterschiedlichkeit zu verdeutlichen, obwohl sie vermeintlich Instanzen „derselben“ abstrakten „Person“ sind). Zuletzt bespricht Monreal noch die allgemeine Geographie der Bücher 2 und 3, wobei sie sich insbesondere der starken Diskrepanz zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit im dritten Bruch widmet (geraffter Aufenthalt auf Kreta, gedehnter Aufenthalt auf Sizilien).

Kapitel 7 behandelt endlich das Erzählen durch Aeneas als solches: Zunächst untersucht Monreal die konkrete Erzählsituation, die die Binnenerzählung der Bücher 2 und 3 umgibt bzw. das Ende des ersten Buches, das gewissermaßen den Auftakt zur intradiegetischen Erzählung bildet und in dem noch vom extradiegetischen Erzähler kommentiert wird, wie die Erzählsituation eigentlich aufgebaut ist: In dieser stellt Dido aufgeregt Fragen und wird mit

diesen immer konkreter, ehe Aeneas dazu ansetzt, diese in seinem langem Monolog zu beantworten – allerdings bleibt er der Königin die konkreten Antworten eigentlich schuldig. Ebenso bemerkt Monreal, dass Aeneas im zweiten Buch deutlich häufiger seine eigene Erzählsituation reflektiert und kommentiert als im dritten Buch (fünfmal vs. zweimal), und bespricht anschließend die Implikationen der Reflexion des eigenen Erzählens im Allgemeinen. Didos Fragen haben dabei eine bemerkenswerte Dimension, die sich aus der Diegese auch in die Sphäre des Lesepublikums erstreckt: Sie erkundigt sich hauptsächlich nach Details zur trojanischen Seite, weil ihr die griechische bereits bekannt ist – ebenso ist diese auch dem Publikum außerhalb der Erzählung durch die homerischen Epen und den Kyklos wohlbekannt, nicht aber die trojanische. Zuletzt findet sich noch eine Untersuchung zur Dichotomie zwischen den Begriffen *ecce* und *tum* als Überleitungsbegriffe in der Erzählung: In (mittlerweile) gewohnt akribischer statistischer Manier betrachtet Monreal alle Vorkommnisse von *ecce* und kann nachvollziehbar und überzeugend zeigen, dass der Begriff weniger *verbatim* als „siehe da!“ zu verstehen ist, sondern vielmehr als Überleitung für eine überraschende Wendung in der Handlung gebraucht wird und damit in der Figurenrede ein Pendant zu *tum* in der Erzählerperspektive bildet.

Das achte Kapitel beschäftigt sich mit Aeneas als Erzähler. Dieser wird von Monreal als „zuverlässiger Erzähler“ bezeichnet, da sein extradiegetischer Erzähler ihn innerhalb seiner (also des Aeneas) Diegese niemals unterbricht, um ihn zu kommentieren oder gar zu korrigieren, womit sie gelegentlich auftretenden Vorwürfen entgegentritt, Vergil habe Aeneas als unzuverlässigen Erzähler konzipiert: Monreal macht dies besonders deutlich, indem sie zu Beginn einen Ausschnitt aus Tolstois *Krieg und Frieden* präsentiert, in dem ein explizit unzuverlässiger Erzähler auftritt, und anhand fehlender Gemeinsamkeiten Aeneas als zuverlässigen Erzähler qualifiziert. Eventuelle Vorwürfe aus der Forschungsliteratur, Aeneas lüge oder irre gelegentlich, kann Monreal gekonnt durch scharfsinnige Beobachtungen entkräften: Diese Eindrücke entstünden nur durch eine inkorrekte Vermischung von Darstellungs- und Geschehensebene (Erzähler-Aeneas vs. erzählter Aeneas). Ebenso werde häufig Kritik an Aeneas' Aussagen geübt, weil irrigerweise angenommen wird, Aeneas selbst kenne sein Schicksal bereits – wie es eben das Lesepublikum seit dem Proömium tut. (Monreal illustriert hier als Gegenbeispiel hervorragend Jesus Christus, der Ziel und Zweck seiner Existenz bereits kennt und an dessen Vorbild Aeneas hier womöglich implizit gemessen wird.) Ebenso kann Monreal durch einen Verweis auf den aufgenommenen Griechen Achaemenides glaubhaft machen, dass Aeneas oft Mehrwissen von griechischer Seite besitzt, über das er eigentlich nicht verfügen dürfte – und löst damit zugleich auch die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieser scheinbar willkürlich eingeführten Figur. Am Ende des Kapitels bespricht Monreal noch insgesamt elf Vorgriffe, Kommentare und Resümees durch den Erzähler Aeneas.

Im neunten Kapitel widmet sich die Verfasserin dann den dialogischen Szenen im zweiten Buch (mangels deutlicher Okkurrenzen solcher Szenen entfällt wohl eine entsprechende Untersuchung für Buch 3). Zunächst wird problematisiert, dass in der Forschungsliteratur häufig die epische Figurenrede ausschließlich als „Rhetorik“ charakterisiert wird – Monreal spricht sich hierbei für einen in der Mehrzahl der Fälle neutralen Zugang aus, der nicht verkennet, dass die artifizielle Sprache Teil des Fiktionalitätsvertrags und somit der hexametrischen Form geschuldet ist, weniger einer beabsichtigten rhetorischen Finesse. Ebenso kritisiert die Verfasserin die Kategorisierung von epischen „Reden“, weil diese häufig inkonsistent und wenig plausibel vorgenommen wird. Bevor Monreal dann eine sehr ausführliche

Besprechung aller Dialogszenen des zweiten Buches vornimmt, gibt sie eine sehr anschauliche tabellarische Übersicht über die in der *Aeneis* gebrauchten Rede-Marker (i. e. Verben, die direkte Rede kennzeichnen), wobei herausgestellt wird, dass es keinen signifikanten Unterschied im Gebrauch zwischen Binnen- und Rahmenerzählung gibt (mit der deutlichen Ausnahme von *fatus*, das in den Büchern 2 und 3 mehr als doppelt so oft wie im Mittel auftritt). Sodann widmet sich Monreal den einzelnen Dialogszenen, angefangen mit Laocoon; dann Sinon; Hector in Aeneas' Traum; Panthus; Androgeos und Coroebus (mit einer kurzen Besprechung der Frage, ob Aeneas griechische Waffen trägt); Priamus und Pyrrhus; Venus; eine lange Diskussion der Szene mit Anchises, in der auch der *pietas*-Begriff eine zweite Besprechung erhält und der Frage auf den Grund gegangen wird, ob und inwiefern das Götterzeichen am Ende der Szene ein *deus ex machina* sei; und schließlich das Verschwinden und die Prophezeiung Creusas, die den impliziten Vorverweis für Dido enthält, nicht für Aeneas bestimmt zu sein.

In Kapitel 10 werden die Gleichnisse der Binnenerzählung besprochen: Auch hier herrscht wieder ein starker Überhang zum zweiten Buch, das über neun solcher Gleichnisse verfügt, während sich im dritten nur eines findet. Monreal beginnt das Kapitel mit einer gelungenen Definition eines Gleichnisses, worunter sie den Vergleich eines speziellen Teils im Narrativ mit allgemeinen Begebenheiten außerhalb desselben verstanden wissen will – andere Definitionen aus der Forschungsliteratur kann Monreal geradezu mühelos durch ihr strikt pragmatisch-statistisches Vorgehen als inkonsistent entlarven. Zudem weist sie auf die Rezeptionsproblematik hin, dass gegenwärtige Leser*innen oft mit dem generellen Vergleichspunkt nicht vertraut sind oder sich gar etwas anderes darunter vorstellen als ein antikes Publikum das getan hätte, was gelegentlich zu Verzerrungen in der Interpretation führt. Anschließend folgt eine sehr übersichtliche Tabelle zu Rolle, Kriterien und Funktion der epischen Gleichnisse. Kritik an der vermeintlichen Sinnlosigkeit mancher Gleichnisse in der älteren Literatur weist Monreal zurück unter Verweis auf einen inkonsistenten Zugang bei der Definition des *tertium comparationis*. Anschließend folgt analog zu Kapitel 9 eine ausführliche Besprechung aller einzelnen Gleichnisse (Laocoon mit einem verwundeten Stier; der Kampflärm in Troja mit Naturgewalten; die Trojaner im Kampf mit einem Wolfsrudel; Androgeos mit einem Mann, der auf eine Schlange tritt; der Kampf zwischen Griechen und Trojanern mit aufeinanderprallenden Winden; Pyrrhus mit einer Schlange nach der Winterstarre; die eindringenden Griechen mit einem reißenden Wasserstrom; Hecuba und ihre Töchter mit Tauben im Sturm; der Untergang Trojas mit einem professionell gefällten Baum; und zuletzt in Buch 3 die Zyklopen mit einer Reihe an Bäumen), wobei Monreal hervorhebt, dass die diegetische Konsistenz insofern gewahrt bleibt, als Aeneas niemals anachronistische oder aktualisierende Vergleiche vornimmt – die sind dem extradiegetischen Erzähler vorbehalten.

Die Präsentation des Gleichnisses von Hecuba und ihren Töchtern mit den Tauben im Sturm dürfte Monreal noch Anlass zu einer abschließenden Besprechung eines sehr alten textkritischen Problems gegeben haben: der Helena-Szene. Monreal vertritt dabei (implizit) die Meinung, es handle sich um eine Interpolation und führt dies anhand von vier Fragen aus: Das *cum inversum*, das im unzweifelhaften Teil nach der Szene steht, sei ohne die Szene durchaus möglich und wirke durch den Einschub beinahe zu „glatt“; die spätere Nennung von Helena (und Paris) setze ein vorheriges Auftreten nicht voraus; dass Venus Aeneas an (oder mit) der rechten Hand zurückhält, sei weniger als Zügelung zu verstehen, sondern mehr als Akt der Zuneigung; schließlich sei auch der Vergleich des „zümmenden“ Aeneas mit dem Zorn

des Achill unzutreffend, sondern sein *furere* sei eher als Ausdruck einer heftigen Gefühlsregung zu verstehen – eines *dolor*, auf welchen hin Venus stets zu Aeneas' Hilfe eilt. Daraufhin bespricht Monreal noch alle drei Instanzen, in denen Venus ihren Sohn explizit und für diesen merklich unterstützt, ohne dabei jedoch dessen Eigenständigkeit als handelnder Held zu beeinträchtigen (auf dem Dach in Troja, als tyrische Jägerin und bei der Übergabe der Waffen), sowie die beiden verborgenen Hilfeleistungen (Austausch des Ascanius durch Amor und Heilung des Aeneas im letzten Buch). Neben den erwähnten vier Punkten kritisiert Monreal noch, dass es einer Beweislastumkehr gleichkomme, überhaupt die Unehchtheit zeigen zu müssen, wenn es doch eigentlich zunächst die Aufgabe von Herausgeber*innen sei, die Echtheit zu beweisen (und zwar mit deutlicheren Argumenten als einem vagen Stilempfinden). Abschließend folgt noch ein zwölftes Kapitel, in dem Monreal die gelieferten Inhalte zusammenfasst und zu dem Schluss gelangt, dass Aeneas sich durchaus als Held und Erzähler profilieren.

Auch wenn Monreal's Untersuchungen ein erstaunliches Maß an Präzision aufweisen und somit methodisch durchaus hieb- und stichfest sind, seien hier noch einige wenige Monita angeführt (und mehr als diese wenigen enthält das Werk nicht): Zwar bietet Monreal's deutliche und scharfe Kritik an der etablierten Literatur (versetzt mit dem rechten Maß an trockenem Humor) in aller Regel eine erfreuliche und abwechslungsreiche Lektüre, an zumindest einer Stelle überzieht sie aber etwas ihre Strenge, nämlich wenn sie (23, Anm. 37) anführt, die Verwendung des Begriffs „narrator“ für Vergil bei Fowler ergebe keinen Sinn, weil nicht hinreichend zwischen Darstellungs- und Geschehensebene unterschieden sei: Die Kritik an der ungenauen Terminologie ist freilich berechtigt, allerdings macht diese die Aussage weder völlig sinnbefreit noch unverständlich. Etwas erstaunlich ist angesichts der ansonsten sehr kritischen Haltung gegenüber Autoritäten die völlig unkritische Übernahme einer vermeintlich schwachen Konstitution des Augustus – noch dazu aus der Kaiservita Suetons, die nicht unbedingt die vertrauenswürdigste Quelle für die Schwächen der Caesaren darstellt (47, Anm. 120). Bei der Besprechung der Schilderung nach dem Tod des Priamus (191–195, Kapitel 8.4) will Monreal den Begriff *truncus* nicht etwa auf die Leiche des Königs bezogen wissen, sondern gleichsam metaphorisch auf die Ruine der Stadt und dadurch erklären, dass der *truncus* an der Küste liege (und nicht in der Stadt, wo Priamus ja umkommt): Dies ist zwar freilich ein kreativer Ansatz, vermag aber letztlich nicht zu überzeugen, zumal einerseits *truncus* syntaktisch sehr eindeutig auf Priamus bezogen ist und dies andererseits auch von antiken Rezipienten durchwegs so verstanden wurde. (Monreal selbst zitiert sogar Manilius und Seneca.) Eine zweite inhaltlich etwas misslungene Interpretation findet sich bei der Helena-Szene (345, Anm. 1024), wenn behauptet wird, *aris invisae* als „den Altären verhasst“ zu übersetzen, „würde implizieren, dass Aeneas sich eine Bewertung der Helena aus göttlicher Perspektive anmaße,“ weswegen „den Altären nicht sichtbar“ zu bevorzugen sei: Allerdings trennt hier Monreal selbst nicht ganz scharf die Wahrnehmungsebenen, denn Aeneas würde sich damit keineswegs selbst ein Urteil anmaßen, sondern vielmehr eine Begründung liefern, warum Helena sich eben nicht an den Altar der Vesta, sondern nur an ihre Türschwelle flüchtet: eben weil diese sich selbst für „den Altären verhasst“ halte, also zwar ein Versteck suche, aber es eben nicht wage, an einen Altar zu treten.

Von dieser sehr überschaubaren Menge an Schwächen hebt sich ein deutlicher Überhang methodischer und ästhetischer Stärken ab: Monreal ist extrem genau in ihrer Analyse und bedient sich dabei statistischer Erhebungen, die ihre Folgerungen hieb- und stichfest untermauern bzw. Gegenpositionen deutlich disqualifizieren. Diese werden in der Regel auch über-

sichtlich in Tabellen und Listen präsentiert und zusätzlich noch in Textform besprochen. Der Fußnote kommt bei Monreal dankenswerterweise nahezu ausschließlich die Rolle zu, auf weitere Forschungsliteratur zu verweisen oder Zitate *in extenso* wiederzugeben, und nicht die, zusätzliche Gedankengänge unterzubringen, für die kein passender(er) Platz gefunden wurde, die aber für das Verständnis der gesamten Argumentation trotzdem wesentlich wären. Ein Pläsir der Sonderklasse ist, dass Monreal bei einer Besprechung der zwölfbüchigen *Aeneis* ihr Werk in exakt zwölf Kapitel eingeteilt hat (und diese Einteilung keineswegs forciert wirkt) – methodisch belanglos, aber für den detailverliebten Philologen ein ästhetischer Hochgenuss. Zudem sei hier erneut auf den äußerst anregenden Stil der Verfasserin aufmerksam gemacht, der selbst trockeneren analytischen Passagen stets das richtige Quäntchen Unterhaltungsfaktor verleiht, sodass das Interesse an keiner Stelle abreißt und jede neue Seite immer wieder eine spannende Lektüre verspricht. Mag es bereits – wie eingangs erwähnt – vor Monreal's Beitrag mit keiner unwesentlichen Herausforderung verbunden gewesen sein, noch etwas Neues zur Vergilforschung beizutragen, so hat Monreal durch ihr Werk die Messlatte noch einmal merklich nach oben gehoben, denn über Stilempfinden mögen sich die Geister scheiden, doch Zahlen und Statistik sprechen eine sehr eindeutige Sprache. Man kann sich nur wünschen, dass eine so klare Methodik sich in absehbarer Zukunft in der Klassischen Philologie stärker verbreiten und größerer Beliebtheit erfreuen mag: Der Informationsgewinn, den man sich davon versprechen kann, ist jedenfalls ungemein, wie Monreal durch deren Anwendung überzeugend zeigen konnte.

Laurenz Enzlberger

Dennis Pausch, *Zeitmontagen in Vergils Aeneis. Anachronismen als literarische Technik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Hypomnemata. 215.) 162 S. Ill. ISBN 978-3-525-31152-3. ISSN 0085-1671

Darin, dass Vergil in seiner *Aeneis* verschiedene Zeitebenen miteinander verschränkt, namentlich die Ebene des Mythos, aus der Aeneas in den Text tritt, und die der römischen Geschichte, die in der Sendung der Aeneaden überhaupt ihren Ursprung findet, ist die wohl auffälligste poetische Innovation gegenüber seinem Vorgänger Homer zu sehen. Auswirkungen hat das sowohl auf einzelne besonders prominente Passagen, die proleptisch auf das *imperium sine fine* vorausblicken, als auch auf zahlreiche weitere Stellen, in denen bewusst gegen die Chronologie verstoßen wird. Wenn etwa gleich im Prooemium von den *Lauinia litora* (1,2–3) als dem Ziel des Aeneas die Rede ist, die aber erst nach der Handlung des Epos gegründet werden können, liegt ein Anachronismus vor. Diese Stellen wurden aber häufig übergangen oder als Ungenauigkeit des Autors ausgelegt, weil bislang eine Arbeit fehlte, die ebenjene Anachronismen heuristisch zusammenstellt, ihre jeweiligen Funktionen bestimmt und kategorisiert. Pausch's Studie erfüllt dieses Desiderat der Vergilforschung und liefert dabei eine Gesamtinterpretation der Anachronismen in der *Aeneis*.

Nachdem Pausch in der konzisen Einleitung (13–22) das Problem aufgeworfen, durch einen Vergleich mit der Historienmalerei (16–18) veranschaulicht und einen Forschungsüberblick geliefert hat (20–22), beginnt er *a maiore ad minus*. Er nimmt sich vor, von den expliziten Bezügen zwischen „mythischer Prähistorie [...] und der vom Autor und seinen Lesern miterlebten Zeitgeschichte“ (23) als anachronistischer ‚Großform‘ zu den impliziten Bezügen überzugehen. Dafür liefert Pausch zunächst knappe Inhaltsparaphrasen der historischen Durchblicke sowie der Aitiologien nebst reichen Literaturverweisen und ordnet die relevanten

Stellen in den Zusammenhang seiner Fragestellung ein (23–32). Nach diesen beiden Kapiteln wendet er sich seinem eigentlichen Thema zu. Zunächst erfolgt dabei eine theoretisch-methodische Annäherung (33–44), die zwei Ziele verfolgt: (1) P a u s c h macht in einem Forschungsüberblick deutlich, dass Interpreten seit der Antike dazu geneigt sind, Anachronismen als Fehler zu deuten, und liefert in diesem Zusammenhang auch das Plädoyer dafür, sie „als regulären Teil von Vergils literarischer Technik“ (39) auszulegen. Um der gängigen Wahrnehmung von Anachronismen als Ungenauigkeiten entgegenzuwirken, schlägt P a u s c h auch vor, von Zeitmontagen zu sprechen, wobei er sich an einen Begriff von Didi-Huberman (2000) anlehnt (Georges Didi-Huberman, *Devant le temps. Histoire de l'art et anachronisme des images*, Paris 2000). (2) Das davon ausgehend gewichtigere und weitaus komplexere Unterfangen gilt der Bestimmung der jeweiligen Funktion der Zeitmontagen. P a u s c h unterscheidet hier vier verschiedene Dimensionen: (a) Die Zeitmontage kann ein komisches Element sein, was jedoch in der *Aeneis* nicht der Fall ist; (b) als didaktisches Instrument kann sie einen erläuternden Gegenwartsbezug aufgreifen; (c) häufig bewirkt sie daher einen intentionalen Störungseffekt, der den Leser im Sinn eines *tua res agitur* irritieren und zu Reflexionen anregen soll; (d) P a u s c h geht letztlich davon aus, dass die Zeitmontage eine ästhetische Funktion hat. Hier fragt man sich jedoch, ob diese nicht näher begründete Setzung zur Beschreibung der Phänomene einen echten Mehrwert liefern kann oder einfach letztes Hilfsmittel bleibt, wenn sich keine andere Funktion einzustellen gedenkt.

Was aus dieser ansonsten plausiblen Zusammenstellung aber deutlich wird und was P a u s c h auch selbst hervorhebt, ist der Umstand, dass es sich hierbei keineswegs um trennscharfe Funktionsklassen handelt, sondern um sich teilweise überlappende fluide Beschreibungskategorien. Damit begründet sich auch die auf den ersten Blick merkwürdig anmutende normative Setzung, nach der mit Anachronismen in der Antike „mehr oder weniger die gleichen Wirkungen verbunden waren wie in unserer Zeit“ (42). Schließlich ist das Phänomen der Zeitmontagen – zumindest für die *Aeneis* – schwerlich mit präziseren Mitteln zu begreifen als mit denen, die P a u s c h vorlegt. Gerade deswegen ist es ihm hoch anzurechnen, sich auch im Hauptteil seiner Studie um Differenzierung zu bemühen, wo sie denn möglich ist. So untersucht er in drei separaten Kapiteln die Zeitmontagen in Bezug auf Handlungsorte (45–80), Requisiten der Figuren (81–116) und die Gleichnisse (117–136). Insbesondere die isolierte Behandlung der Gleichnisse lässt sich narratorial begründen, da hier ein *a parte*-Sprechen vorliegt, das nicht mit den anderen beiden Ebenen konfundiert werden darf. Gleichzeitig erreicht P a u s c h dadurch eine große Übersichtlichkeit, die er durch die, soweit möglich und sinnvoll, chronologische Orientierung am Gang der *Aeneis* noch erhöht. Daher wird sich auch ein kursorischer Leser zügig im Buch zu orientieren vermögen – ein angesichts der zahlreichen behandelten und in dieser Form noch nicht zusammengestellten Stellen nicht zu unterschätzendes Verdienst. P a u s c h s Untersuchungen bringen dabei eine Reihe gelungener Erkenntnisse hervor, die in einer Besprechung kaum alle zu bestimmen sind.

Im Einzelnen: P a u s c h macht deutlich, dass die Zeitmontagen häufig, wie etwa bei der Beschreibung des Tempelpalastes des Latinus und des Lagers der Trojaner (75–80), „eine bewusste Ambivalenz“ (79) zwischen der archaischen Zeit der Geschichte und der Zeit der Leser erzeugen. So stellt etwa Karthago als im Aufbau befindliche Stadt einen Vergleichspunkt mit dem augusteischen Rom dar (45–61). Auch das von Dido gegebene Gastmahl ist verblüffender Weise als römisches Fest inszeniert und zeigt damit die Parallelität zwischen Troia und Rom an. Damit demonstriert P a u s c h, wie gleich im ersten Buch „zwei Zeitebenen so übereinandergelegt sind, dass die Folien der prähistorischen Kolonie und des modernen Rom

gleichzeitig zu erkennen sind und sich gegenseitig beleuchten können“ (61). Das zeigt sich auch auf der Ebene der Semantik in Bezug auf Militaria. Durch eine genaue Analyse der Verwendung der Begriffe *scutum* und *clipeus* weist P a u s c h nach, wie Vergil zwischen den Zeitebenen changiert und je nach Perspektive im Sinn einer Alteritätsstrategie durch das epische Wort *clipeus* historische Distanz zum Geschehen aufbaut oder eine Parallelität zwischen Römern und Trojanern durch das *scutum* des Legionärs konstituiert (81–89). Freilich wird P a u s c h s These nicht für alle Textstellen Gültigkeit beanspruchen können – vor der Schildbeschreibung, die eine der ‚römischsten‘ Passagen des Epos darstellt, ist nämlich von einem *clipeus* die Rede (8,625) –, aber sie zeigt doch grundsätzliche Tendenzen auf, die allemal interpretatorischen Mehrwert bieten. In anderen Fällen aber manifestiert sich eine deutliche Entwicklung im Lauf des Textes bei der Verwendung der Zeitmontagen, so dass sich etwa bei den Apologen im zweiten und dritten Buch „der Blick von [der] trojanischen Vergangenheit löst und nach und nach auf die römische Zukunft richtet“ (67). Dasselbe Verfahren lässt sich für die Kriegsbücher feststellen. Durch die semantische Einordnung des vergilischen Kriegsvokabulars weist P a u s c h nach, dass „nicht nur der Eindruck erzeugt wird, dass es sich bei den Trojanern schon um Römer *avant la lettre* handelt, sondern dass dies auch bei ihren Verbündeten wie ihren Gegnern der Fall ist“ (102). Vergil bahnt so einerseits durch die bewussten und im Lauf der letzten Tetrade immer weiter zunehmenden Zeitmontagen einerseits die Vereinigung von Trojanern und Latinern zum *populus Romanus* an, macht jedoch gleichzeitig deutlich, „dass die [...] Konflikte nicht zuletzt als ein Spiegel der Bürgerkriege des 1. Jh. v. Chr. verstanden werden können“ (102). Auch in den letzten Versen der *Aeneis* zeigt sich diese typisch vergilische Polyphonie, da Turnus’ vergebliches Flehen als Bitte eines Gladiators um seine Begnadigung verstanden werden kann. Das Zögern des Aeneas eröffnet davon ausgehend dem Leser das Feld. Er wird gleichsam „dazu aufgefordert, sich eine eigene Meinung darüber zu bilden, wie Aeneas seiner Ansicht [*sic!*] mit Turnus verfahren soll“ (135). Gerade hier wäre es aber sicherlich instruktiv gewesen, wäre P a u s c h auf die – zugegeben – alten sich um das Ende des Epos rankenden Streitfragen zwischen ‚European‘ und ‚Harvard School‘ eingegangen, auf die er an anderer Stelle nur knapp verweist (127–128). Denn die Einzelanalysen der Zeitmontagen weisen letztlich auf eine Gesamtinterpretation der *Aeneis* als offenes Kunstwerk hin, wie sie Ernst August Schmidt und Gian Biagio Conte vorgelegt haben (Ernst August Schmidt, *Vergils Aeneis als augusteische Dichtung*, in: Jörg Rüpke [Hg.], *Von Göttern und Menschen erzählen. Formkonstanzen und Funktionswandel vormoderer Epik*, Stuttgart 2001 [PAwB. 4.], 65–92. Gian Biagio Conte, *The Strategy of Contradiction: On the Dramatic Form of the Aeneid*, in: ders., hg. von Stephen John Harrison, *The Poetry of Pathos. Studies in Virgilian Epic*, Oxford u. a. 2007, 150–169). In diesem Sinn darf aber wohl jedenfalls das Fazit der Studie (137–139) verstanden werden, wenn P a u s c h konstatiert, durch die Zeitmontagen entstünde „eine Art temporäres Vexierbild, in dem je nach Perspektive eine der beiden Sichtweisen stärker in den Vordergrund tritt“ (138).

Nichtsdestoweniger bleiben die gerühmten Vorzüge des Buches natürlich bestehen, das die faszinierenden Anachronismen Vergils, die für das Verständnis einzelner Stellen genauso wie für den gesamten Text eine gewaltige Rolle spielen, auf eine umfassende Weise zusammenstellt und auswertet. Wer sich mit Anachronismen und poetologischen Aspekten in der *Aeneis* auseinandersetzt, wird in Zukunft dieses Buch gerne als verlässlichen Begleiter wählen.

Berkan Sariaydin

Holger Sonnabend, *Tiberius. Kaiser ohne Volk*. Darmstadt: wbg. Philipp von Zabern 2021. (Historische Biographie.) 271 S. Ill. ISBN 978-3-8053-5258-1. eBook (PDF): ISBN 978-3-8053-5269-7. eBook (epub): ISBN 978-3-8053-5268-0

Im „Vorwort des Herausgebers“ schreibt Manfred Clauss über die immerwährende (6) „Konjunktur“ von Biographien und gibt einen knappen Abriss über die mögliche Anlage von Lebensbeschreibungen (mit der unvermeidlichen Nennung von Sueton und Plutarch), um dann auf den Inhalt des vorliegenden Buches überzuleiten (8): „Jeder schreibt seinen eigenen Alexander, Caesar, Augustus, Konstantin oder seinen eigenen Tiberius.“ Genau das hat Holger Sonnabend getan, und das Resultat ist ein empfehlenswertes, anregendes Buch, untergliedert in einen Vorspann („Tiberius – Herrscher ohne Volk“) und neun Kapitel („1. Konstrukt oder Realität?“, „2. Abschied aus Rom“, „3. Der lange Weg zur Macht“, „4. Herrschaftsantritt“, „5. Kaiser Tiberius – Die ersten zwölf Jahre“, „6. Capri – Die letzten elf Jahre“, „7. Tiberius in Tiberim! – Der Tod des Kaisers Tiberius“, „8. Wer war Tiberius?“, „9. Tiberius 21“). Im zweiseitigen Vorspann, einem Freude auf mehr machenden Vorausblick auf das ganze Buch, bezeichnet Sonnabend Tiberius als einen (9) „solide[n], gewissenhafte[n], pflichtbewusste[n] Arbeiter. Doch das kam bei den Römern nicht so an.“ Er wirft wesentliche Fragen auf, die das Bild prägen, das viele (oder die meisten) bis heute (unge-rechtfertigter Weise) von Tiberius haben und sieht ihn als hochaktuelles (und warnendes) Beispiel für die aktuelle Politik, nämlich „das Dilemma eines führenden Politikers, dem das Volk abhandeln kam. Vor dem Hintergrund heutiger Diskussionen um Nähe und Ferne zwischen Regierenden und Regierten ist eine Beschäftigung mit Tiberius also mehr als eine bloß geschichtliche Lektion.“

Im ersten Kapitel diskutiert der Verfasser die Quellen und beginnt bei Velleius Paterculus, um mit Tacitus, Sueton und Cassius Dio fortzusetzen und am Ende, subsumiert unter (16) „Weitere Quellen“, auf Strabon, Plinius maior, Seneca, Tertullian und Eusebius, aber auch auf Inschriften, Münzen und archäologische Zeugnisse zu verweisen. Er konstatiert (11): „Die Quellenlage zu Tiberius ist einerseits günstig, andererseits problematisch. Es gibt vier ausführliche literarische Hauptquellen. Keine von ihnen zeichnet sich durch Objektivität aus. Die eine stammt von einem Anhänger des Tiberius, die drei übrigen Verfasser standen ihm skeptisch, kritisch und negativ gegenüber. Der Anhänger war Zeitgenosse, die anderen schrieben später in der Retrospektive, wobei sie sich auch zeitgenössischer Quellen bedienten.“

Holger Sonnabend versteht sich auf spannungsgeladenes, wenig nüchternes Erzählen, und so widmet er gleich Kapitel 2 Tiberius' Weggang nach Capri, setzt somit an einem vergleichsweise späten Punkt in dessen Leben an, um dann zu ergründen, wie und warum Tiberius diesen Entschluss gefasst hat. Eine ernüchternde Perspektive eröffnet das passend zum Titel „Der lange Weg zur Macht“ überlange (23–127) Kapitel 3 (23): „Tiberius hatte kein Glück. So war es ganz am Anfang seines Lebens, und so war es auch später immer wieder. Manchmal trug er selbst die Schuld an den Fehlschlägen und den unglücklichen Konstellationen, die seinen Weg begleiteten. Aber dass schon das Datum seiner Geburt unter keinem günstigen Stern stand, daran hatte er natürlich keine Schuld [...]. Es herrschte Bürgerkrieg.“ In der Folge schildert Sonnabend Tiberius' Kindheit und Jugend, die dominante Mutter, den neuen Vater, die frühe Verlobung und vergleichsweise späte Heirat mit (55) „seiner nunmehr siebzehnjährigen Dauerverlobten Vipsania Agrippina“, die erzwungene Scheidung und die ebenso unfreiwillige Eheschließung mit Iulia. Ein komplexes Familienporträt und zahlrei-

che militärische Erfolge bilden ein positives Gegengewicht zum privaten Desaster, vor dem er sich nach Rhodos zurückzog (76–77): „Zwischen 6 v. Chr. und 2 n. Chr. war Tiberius ein Migrant. In der Migrationsforschung unterscheidet man zwischen Push- und Pull-Faktoren. Push-Faktoren sind jene, die dafür verantwortlich sind, dass man die Heimat verlassen will. Pull-Faktoren sind jene, aufgrund derer sich ein Migrant für einen bestimmten Zielort entscheidet. Es mag verschiedene Push-Faktoren gegeben haben. Aber warum ging er ausgerechnet nach Rhodos? [...] Es war [...] nicht irgendeine Insel, die Tiberius als sein Refugium wählte. Sie war weit genug entfernt von der hektischen Betriebsamkeit der Hauptstadt Rom, um seinem Willen, sich dieser hektischen Betriebsamkeit zu entziehen, Glaubwürdigkeit zu verleihen. Auf der anderen Seite war sie alles andere als ein ‚entfernter Winkel‘ des Imperiums [...]. Tiberius war auf Rhodos ganz und gar nicht aus der Welt. [...] Vor dem Hintergrund der genannten Aspekte stellt sich der Rückzug des Tiberius nach Rhodos wie folgt dar: Tiberius verließ Rom, damit die Römer wussten, was sie an ihm hatten, als er noch da gewesen war.“ Das verbindende Element bei alledem ist somit eine Reaktion auf das erzwungene Hineinwachsen in eine Dynastie (in Großbritannien würde man sagen ‚in die Firma‘) und das Wissen darum, dass die Rolle nur bedingt zu wählen war, vielmehr dem strategischen Verschieben von Schachfiguren glich, wobei auch Todesfälle eine nicht unwesentliche Rolle spielten. Ein mögliches Märchen, die Geschichte eines (zumeist fügsamen und nur manchmal aufbegehrenden) Mannes aus der zweiten Reihe, findet ein jähes Ende (96): „Und so lebte Tiberius fortan glücklich und zufrieden bis ans Ende seiner Tage... So hätte die Geschichte ausgehen können. Dann würde Tiberius in den Darstellungen zur römischen Geschichte als eine Figur erwähnt, die im frühen Prinzipat eine gewisse Rolle gespielt und für Augustus militärische und diplomatische Erfolge errungen hat und wie die anderen Mitglieder der Familie das Privatleben den politischen Erfordernissen anzupassen hatte. Als es an die Regelung der Nachfolge ging, wäre er außen vor geblieben, der Kaiser hätte seinen beiden Enkeln, die er auch zu seinen Adoptivöhnen gemacht hatte, den Vorzug gegeben. Einer von beiden, Gaius oder Lucius, wäre also Kaiser geworden. Tiberius hätte sich mit seinem Hobby, der Astrologie, beschäftigt – und sein Tod wäre von der Bevölkerung kaum registriert worden. So hätte die Geschichte laufen können. Doch sie lief anders.“ Über weite Strecken erzählt Holger Sonnabend, was ‚sich zutrug‘. Nur selten streut er Zitate aus Quellen ein (in deutscher Übersetzung, um einem möglichst breiten Leser*innenkreis einen vergleichsweise niedrigschwelligen Zugang zu ermöglichen; wer die Originale lesen möchte, kann das über die als Endnoten realisierten Stellenangaben unschwer tun). Als besonders einschneidendes Element in Tiberius’ Leben ist in die Schilderung von Augustus’ Lebensende ein dreiseitiger (116–118), typographisch abgesetzter und mit vielen Zitaten unterfütterter Exkurs eingelegt („Problematische Beziehungen: Tiberius und Augustus“).

Kapitel 4 widmet Sonnabend dem Beginn von Tiberius’ Herrschaft. Es ist vergleichsweise kurz (128–137) und überschattet vom Tod des Agrippa Postumus und der Iulia. Neuerlich gibt es eine Unterbrechung durch einen Einschub (136: „Problematische Beziehungen: Tiberius und Julia“). Dadurch verdeutlicht Sonnabend, wie sehr private Unglücksfälle das Tiberius-Bild verdunkelten (137): „Auch wenn Tiberius für beide Todesfälle, die sich gleich nach Regierungsbeginn ereigneten, nicht die Verantwortung trug: Nicht erst die späteren Quellen, sondern auch bereits die Zeitgenossen trauten ihm solche Taten zu – ein Zeichen dafür, dass seine Startbedingungen als Prinzeps alles andere als günstig waren.“

In den folgenden zwei Abschnitten regiert Tiberius, zeigt sich als engagierter Katastrophenhelfer und effizienter Außenpolitiker. Parallel dazu steigt Sejan auf (und wird später

mit seiner gesamten Familie fallen). Als Zwischenstücke (zunächst positiv, dann wenigstens einigermaßen neutral und schließlich wieder negativ) gibt es drei weitere Einschübe (145–146: „Gute Beziehung: Tiberius und sein Sohn Drusus“; 178–179: „Eine [teilweise] problematische Beziehung: Tiberius und Germanicus“; 204: „Problematische Beziehungen: Tiberius und Livia“). Das Kapitel zu Tiberius’ Tod ist kurz (226–234), aber inhaltsschwer; von den ‚Triumphen‘, die er nachträglich einfahren konnte, hatte er nichts (226): „Am 16. März des Jahres 37 starb Tiberius, im Alter von 77 Jahren. Damit hatte er seinen Vorgänger Augustus, aus dessen großem Schatten er nie hatte heraustreten können, wenigstens in einer Hinsicht übertrumpft, denn dieser wurde nur 76 Jahre alt.“ Und noch beklemmender (234): „Und wieder mögen manche Tiberius nachgetrauert haben. Nicht das Volk, das Tiberius verloren hatte. Aber ganz sicher die Senatoren und die Militärs, die erst jetzt, nach den Erfahrungen mit Caligula und Nero, zu schätzen wussten, was man an einem Tiberius gehabt hatte.“ Umso wichtiger ist, dass Holger S o n n a b e n d den behaupteten (227) „Vergnügungsmodus“ und das folgenschwere auf Suetons grotesk-gräuliche Schilderung zurückgehende „Capri-Syndrom“ – reflektiert sogar noch in Roar Skolmens beeindruckendem, vielschichtigem und eine Fülle (antiker) Literatur verarbeitendem Jugendroman *Marias Traum* (im norwegischen Original: *De blå grotte*, 1998) – gehörig zurechtrückt und das gesamte Kapitel 8 dem Menschen Tiberius widmet (246): „Wer war also Tiberius? Vieles an dem, was die Quellen über seine Persönlichkeit aussagen, ist ein Konstrukt und sagt mehr über die jeweiligen Autoren aus als über Tiberius. Doch zwischen den Zeilen, dort, wo nicht polemisiert wird, wo man darauf verzichtet hat, mit Propaganda, Verzerrung und gezielter Herabsetzung zu arbeiten, schimmert ein Tiberius durch, der auch als Mensch zu fassen ist – mit Eigenheiten, Vorzügen, Defiziten.“ S o n n a b e n d nützt neben den beliebten biographischen Rubriken eine Fülle von Zitaten, um ein möglichst getreues Bild zu bekommen (246–248: „Hier spricht Tiberius – Die besten Zitate“).

In „Tiberius 21“, dem neunten Kapitel, einer Art Epilog, blickt der Verfasser ins Jahr 2037, nach vorne, zum 2000. Sterbetag des Tiberius (249): „Groß gefeiert wird er wahrscheinlich nicht werden.“ Aber gerade im 21. Jh. kann man aus seinem Leben etwas lernen, wie S o n n a b e n d meint: „Tiberius hat eindrucksvoll gezeigt, wie man gute Arbeit leisten kann – und bei der Bevölkerung trotzdem keine Sympathien erntet. Dieser Typus kommt in jeder Verfassungsform vor, in Monarchien oder Diktaturen genauso wie in Demokratien. Übrigens auch der umgekehrte Fall: schlechte Arbeit zu leisten und trotzdem populär zu sein, versteckt hinter einer imposanten, inhaltsleeren Prunkfassade.“ Bedauerlicherweise hatte Tiberius kein Kommunikationstalent, keine Volksnähe, er machte lieber Sachpolitik (250): „Er tat viel für Rom. Aber eben nicht das, was die Römer eigentlich wollten.“ Die Tragik besteht darin, (253) „dass Tiberius ein fleißiger, strebsamer, verantwortungsbewusster Herrscher war, der sich intensiv um die Angelegenheiten des Staates kümmerte und über dieser Aufgabe ganz vergaß, dass die Masse der Bevölkerung diese Art von Politik wenig honorierte. Weniger, als er es verdient gehabt hätte.“

Nach den Kapiteln gegliederte und (durchaus leser*innenfreundlich) in Spalten dargebotene und überschaubare „Anmerkungen“ (eigentlich Stellenangaben), eine knappe Zusammenstellung von „Daten und Fakten“ (die wichtigsten Eckpunkte in Tiberius’ Leben), ein (stets hilfreicher) „Stammbaum: Die julisch-claudische Familie“, ein Verzeichnis der „Abkürzungen“ (d. i. der häufig zitierten Quellen), eine übersichtlich gehaltene Bibliographie („Quellen und Literatur“) und ein unentbehrliches „Register der Personen und Orte“ beschließt den

angenehm zu lesenden Band. Es steht zu hoffen, dass Holger S o n n a b e n d bald die nächste Biographie folgen lässt.

Sonja Schreiner

Otloh von St. Emmeram. Von Engeln und Teufeln. Der Liber Visionum Otlohs von St. Emmeram. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und kommentiert von Sabine G ä b e. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 2023. (Mittel-lateinische Bibliothek. 12.) XXXVIII + 141 S. ISBN 978-3-7772-2308-7. ISSN 2699-8653

Otloh von St. Emmeram (1010–1070) versammelt in seinem *Liber visionum* insgesamt 25 Visionen. Er gibt an, sie selbst erlebt bzw. durch zeitgenössische Zeitzeugen, darunter eine Zeitzeugin, erfahren zu haben. Manche sind auch durch Autoritäten wie Bonifatius, auf die er explizit Bezug nimmt, überliefert. Alle sind sprachlich und motivisch eng mit dem visionsliterarischen Diskurs verwoben, in den sich Otloh mit Bezug auf Gregors des Großen *Dialogi* IV (Otloh, *Liber, prologus* [2, Z. 22–24]) dezidiert einschreibt. Es ist eine facettenreiche Sammlung vielfach nur oder erstmalig durch Otloh erzählter Berichte, deren mittelalterliches Interesse mit einem vollständigen Autograph und drei Teilüberlieferungen sich überlieferungsgeschichtlich in Grenzen hielt. Für die heutige Forschung ist der *Liber* in seiner Sammlungsdynamik und dem kulturgeschichtlichen Kontext, in den die Visionen eingebettet werden, interessant: Die Art und Weise, wie die Visionen auf gerade zeitgenössische theologische wie literarische Quellen zurückgreifen, um ‚neue‘ jenseitsräumliche Konzepte mit erheblichem propagandistischen Potential herauszuarbeiten, ist bezeichnend, und würde sich für eine grundlegende Untersuchung durchaus lohnen. Als kurze, narrativ in sich abgeschlossene und unterhaltsame wie kulturhistorisch aufschlussreiche Texte könnten die Visionen interessant sein für die schulische und universitäre Lehre.

Es ist dieser Text, den Sabine G ä b e im Wortlaut der kritischen Edition P. G. Schmidts (Otloh <de Sancto Emmeramo>, *Liber visionum*, hg. von Paul Gerhard Schmidt, Weimar 1989 [MGH. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters. 13.], digital abrufbar unter: https://www.dmg.de/mgh_qq_zur_geistesgesch_13), also auf Grundlage des Autographen München, BSB, Clm 14673 erstmalig übersetzt, neu eingeleitet und mit einem knappen Kommentar versehen in der „Mittel-lateinischen Bibliothek“ beim Hiersemann-Verlag publiziert hat.

Der lateinische Text ist sorgfältig übernommen, orthographische Eigenheiten des Autographs wie die Verwendung von oe, ae, e wie e caudata wurden auch bei der vorliegenden Ausgabe beibehalten. Ein kurzer Hinweis auf Schmidts editorische Prämissen wäre sinnvoll gewesen – jene sind aber über die digitale MGH vollständig einsehbar, so dass das verschmerzbar ist. Hier sind neben den direkten Bibelziten wie bei G ä b e auch die indirekten Anspielungen verzeichnet.

In ihrer deutschen Übersetzung orientiert sich die Ausgabe deutlich am Lateinischen, was aufgrund von Otlohs Syntax bisweilen die angekündigte Zielsprachenorientierung (XXXV) unterläuft, aber auf linguistischer Ebene einen ersten Einstieg in den mittelalterlich lateinischen Text gewährleistet. Etwas mehr Freiheit vom Lateinischen hätte sich nichtsdestoweniger gelohnt, denn so ist ohne Blick auf das Original nicht immer klar, was eigentlich im Deutschen gemeint ist. Auch gibt es einzelne Schwierigkeiten mit den Bezügen, die zu ideenge-

schichtlichen Missverständnissen führen könnten und entsprechend mit Vorsicht zu betrachten sind: Als so die wiederauferstandene Magd in ihrer Vision (*Liber visionum*, *Visio* 6 [56, Z. 27–29]) einem Schultheißen Adalricus von ihrer Begegnung mit seiner Mutter berichtet, geht es ihr um ihren eigenen, nicht deren Weg ins Paradies: *Pro eodem quoque mater vestra, quam in paradyso inter multa sanctarum virginum milia constitutam, illuc translata, vidi, unice obsecravit, ut et vos et patrem a perpetuo cruciatu liberare curetis.* (Text zitiert nach G ä b e, 56; Hervorhebung Red.) – „Deshalb bat auch eure Mutter, die ich im Paradies unter tausend heiligen Jungfrauen schaute und die jetzt dorthin gebracht worden ist, einzig darum, dass ihr euch dafür sorgt, sowohl euch als auch euern Vater von ewiger Qual zu erlösen.“ (G ä b e, 57; Hervorhebung Red.)

Illuc translata muss sich auf die Visionärin selbst beziehen, die – wie in räumlich figurierten Visionen üblich – an den entsprechenden paradiesischen Jenseitsraum versetzt worden ist, an dem sie die verstorbene Mutter des Schultheißen schauen kann. So entspricht das auch der narrativen Logik einer Jenseitsvision, in der zunächst der Wunsch des verstorbenen und Höllenqualen erleidenden Vaters wiedergegeben worden ist. Die ideengeschichtliche Implikation eines höllischen Jenseitsraums, dessen Folterkraft durch irdische Handlung geschmälert werden kann, ist immens, zumal das Fegefeuer als ausgearbeitetes Konzept – und Begriff – erst ab dem 12. Jh. zu greifen ist (vgl. Jacques Le Goff, *La naissance du Purgatoire*, Paris 1981). Weitere Hinweise liefert der Kommentar jedoch nicht und erläutert stattdessen den paradiesischen Aufenthaltsraum als „Fegefeuer“ (57, Anm. 88).

G ä b e s Einleitung von Text und Übersetzung führt nach „Leben und Werk“ des Autors in den *Liber* ein, unter anderem hinsichtlich seiner „Datierungen“, „Herkunft der Visionserzählungen“ und „Intentionen“. Der Ansatz ist pragmatisch und weniger an der literarischen Gestalt des Textes als an seiner Ersterschließung interessiert. Im Kapitel „Datierungen“ etwa geht es nicht um das Phänomen der Datierbarkeit der einzelnen Visionen als Merkmal eines Authentifizierungsgestus, der auf historische Tatsachen referiert und literatur- wie kulturhistorisch durchaus reflektiert werden könnte, sondern um die tatsächliche Datierung von Visionserlebnis und -bericht, wie hier unterschieden wird (X–XI). Unter „Herkunft“ (XX–XXIV) liest man von den Visionären, die die Vision berichtet haben – oder haben sollen, wie man immer wieder versucht ist anzumerken. Ein variierendes Ausmaß von Bibelziten wird aufgeführt, ein Hinweis auf die Quellen Otlohs findet sich nicht.

G ä b e betont zurecht, dass in Otlohs Text Motive auftauchen, die in früherer Visionsliteratur weit verbreitet sind (XIX), sie aufzuarbeiten jedoch sieht sie nicht als ihre Aufgabe, denn: „Diese sind jedoch nicht einfach ‚nur‘ der älteren Literatur entnommen, sondern stammen aus der Vorstellungswelt, in der die Visionäre selbst aufgewachsen sind. Sie gehören zu dem kollektiven Gewussten und Unterbewussten ihrer Zeit. Dieses Gewusste und Unterbewusste wird in der eigenen visionären Erfahrung verarbeitet und bei der Rekapitulation in der Erinnerung, in der mündlichen Tradition und bei der schriftlichen Überlieferung immer weiter nach bekannten und vertrauten Mustern geformt. Die Frage nach der Historizität solchen Erlebens nach heutigem Verständnis führt also ins Nichts: *Vorgeformte Vorstellungen, Motive und Deutungsmuster und die persönliche Erfahrung sind so eng miteinander verwoben, dass die Beschäftigung mit ihnen nur Sinn ergibt, wenn man das, was die Visionäre erfahren zu haben glauben, in der Form, in der es überliefert ist, als so erlebt ernst nimmt.*“ (XIX–XX, Hervorhebungen K.W.)

Wenn bei der Arbeit mit alteritärer mittelalterlicher Literatur die Vorstellung eines unmittelbaren persönlichen Erinnerungsprozesses des mittelalterlichen Autors/Visionärs als Be-

gründung dafür herangezogen wird, keine Quellenforschung zu betreiben, gebietet sich eine gewisse Skepsis. Gäbe aber geht weiter, indem sie in dieser Entscheidung eine besonders konsequente Historizität gerade deshalb für sich beansprucht, weil sie nicht „nach heutigem Verständnis“ agiert, sondern ganz besonders „ernst nimmt“, „was die Visionäre erfahren zu haben glauben“. Der Moment der Erfahrung, verschriftlicht wie er ist, wird methodisch von seinen (schriftkulturellen) Entstehungsbedingungen radikal entkoppelt, dem mittelalterlichen Text seine Literarizität explizit abgesprochen.

Auf Grundlage dessen bleibt auch der Kommentar im Kern seines Ansatzes hinter dem zurück, was er auch angesichts breiter neuer Forschungsliteratur zur mittelalterlichen Visionsliteratur hätte leisten können. (Man vergleiche etwa den Sammelband von Andreas Bihrer – Julia Weitbrecht [Hg.], *Visionen und ihre Kontexte: Kodifizierung, Autorisierung und Authentisierung von Offenbarung [12.–17. Jahrhundert]*, Stuttgart 2023 [Beiträge zur Hagiographie. 25.] als jüngstes Ergebnis dieses fruchtbaren Forschungsbereichs.) In der Hauptsache werden Hinweise auf den kulturhistorischen Kontext geliefert sowie biographische Details Otlohs und die Lebensdaten erwähnter Personen. Hinzu kommen Verständnis-hilfen. Eigene Quellenverweise jenseits der Zitate, die Otloh selbst auszeichnet, liefert die Ausgabe konsequenterweise nicht, obwohl sich gerade diese quellenhistorische Arbeit angesichts moderner Datenbanken durchaus angeboten und einen entscheidenden Mehrwert gegenüber Schmidts Edition dargestellt hätte. Auf Indices wird verzichtet. Bibelstellen sind freilich bereits bei Schmidt nachgewiesen, und auch ein Namen- und Wörterverzeichnis findet man dort: Trotzdem hätte es sich auch in Gäbes Ausgabe für Forschungszwecke gelohnt, ein zweisprachiges Wörterverzeichnis und eine Übersicht der historischen Personen mit den entsprechenden Lebensdaten zu ergänzen, zumal Hiersemanns „Mittellateinische Bibliothek“ nicht digital und nur als physisches Exemplar verfügbar ist.

Die Ausgabe stellt eine solide Basis dar für weitere Forschung in die Ideengeschichte des christlichen Jenseits und seiner Aushandlung an der Schwelle von Literatur und Theologie, für weitere Studien zu Otlohs Quellen, seiner Kompilationstechnik und der ideengeschichtlichen Relevanz der Sammlung: Die Ausgabe hätte auch in dieser Hinsicht ihren Beitrag leisten können. Die deutsche Erstübersetzung „Von Engeln und Teufeln“ wird nichtsdestoweniger den Einstieg in Otlohs *Liber visionum* von nun an erleichtern. Bei der Breite von noch immer unübersetzter mittellateinischer Literatur, die so in der interdisziplinären Forschung geschweige denn in der schulischen Lehre nur selten Berücksichtigung finden kann, ist dies eine verdienstvolle Leistung.

Katja Weidner

Laetitia Rimpau, *Visionen neuer Wissenschaft. Zur dialogischen Dichtung von Dante Alighieri und Johannes Kepler*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2021. (Studien zu Literatur und Erkenntnis. 19.) 648 S. Ill. ISBN 978-3-8253-4685-0

Laetitia Rimpau eröffnet ihre „Einleitung“ mit einem Rückblick auf eine Tagung an der Universität Zürich. 2014 tauschte man sich zum zeitlosen Thema „Braucht es eine neue Wissenschaftskultur?“ aus. (In ihrer „Danksagung“ wird sie noch weiter zurückgehen; zu einem pädagogischen Seminar, in dem die einleitende Frage ihres Professors (495) „Was ist Wissenschaft?“ sie nicht mehr losgelassen hat.) Dann leitet sie zum zweifachen Jubiläumsjahr

2021 (Dantes 700. Todestag, Keplers 450. Geburtstag) über, in dem auch das vorliegende Buch erschienen ist (13–14): „Das Gemeinsame liegt in ihrer Auffassung von Bildung und Wissenschaft. Dante und Kepler hatten das Ziel, die neuen Erkenntnisse ihrer Zeit einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Beide waren Bildungsreformer, denen es darum ging, schwierige Informationen so aufzubereiten, dass sie nicht nur von der Elite, sondern auch von einfacheren Leuten verstanden wurden. [...] Dantes und Keplers Visionen neuer Wissenschaft entstehen auf dem Hintergrund grundlegender Kritik am Universitätsbetrieb und an der elitären Auffassung von Bildung.“ Philosophie(kritik), die Frage nach dem korrekten Weltbild und Sprachkenntnisse (v. a. Altgriechisch und Hebräisch) sind ebenso prägend in diesem Reformprozess wie (19) „die Musen und das Musenmodell in zehn Stufen, die in Platons *Timaios* beschrieben werden. Das Modell ist ein Gedankenmodell, das durch nachfolgende Autoren in der Antike und der Spätantike rezipiert wird. In der vorliegenden Arbeit werden diese Modelle erstmals zusammengestellt und detailliert präsentiert. Chronologisch werden die ‚Brückentexte‘ (von Platon, Cicero, Macrobius, Martianus Capella) in der Funktion eines *Wissenspanoramas* den Kapiteln und Dante und Kepler vorangestellt. Denn erst durch diese ‚Brückenautoren‘ wird ersichtlich, wie Dante und Kepler das Gedankenmodell (die Musenhierarchie) rezipieren und wie verschieden sie es nutzbar machen: Dante als enzyklopädische Wissenshierarchie, Kepler als astronomische Planetentheorie.“

R i m p a u betreibt nach eigener Aussage (22) „Grundlagenforschung der frühneuzeitlichen *Wissenschaftsgeschichte in ihrer literarischen Form*“ und versucht (durchaus erfolgreich) eine Verklammerung von Geistes- und Naturwissenschaften über eine Vielzahl von Tabellen (23): „Das methodische Vorgehen dieser Studie ist historisch-systematisch. Die Sphärenlehre wird erstmals als analoges Lehrmodell dargestellt und in ihrer Tradition (durch die Brückenautoren) beschrieben. [...] Jeder Text ist durch die Tabelle auf zweifache Weise lesbar: synchron (gleichzeitig) und diachron (durch die Zeit). Die *naturwissenschaftliche Herangehensweise* an philosophisch-literarische Texte macht eine sach- und datenorientierte Diskussionsbasis möglich. [...] Durch die Grundstruktur (das Zehn-Stufen-Modell) werden die Texte vergleichbar. Durch Abweichungen werden sie in ihrem geschichtlichen Verlauf gezeigt. Die Tabellen fordern dem Leser einige Mühen ab. Das Nebeneinander der verschiedenen Eigenschaften und Ebenen (Mikrokosmos und Makrokosmos) erscheint aus heutigem Blickwinkel befremdlich. Der literaturwissenschaftlich orientierte Leser wird sich an den kleinteiligen Klassifikationen stören, der naturwissenschaftlich orientierte Leser an begrifflichen Unschärfen.“ Diesen ‚Spagat‘ bewältigt R i m p a u, indem sie z. B. pythagoreische Geometrie mit Zeichnungen illustriert (49), das Planetensystem von Philolaos mit einer Skizze (57) und einer Tabelle (58; um die Musen und Apoll erweitert 70) erklärt oder das (62) „Zentralfeuer“ zunächst im Verständnis verschiedener Autoren (Platon, Cicero, Macrobius, Martianus Capella) darstellt und dann auf Dante und Kepler ausgreift (63–64).

Diese diachrone Betrachtung prägt gleich den ersten Abschnitt, „A Bühnen akademischer Wissenschaft: Sphärenlehren in der platonischen Tradition“, in dem die Verfasserin kenntnisreich und systematisch die philosophischen Grundlagen (von Platon und Herakleides von Pontos über Arat, Aristarch und Hipparch über Martianus Capella bis zu Kopernikus und Kepler) legt. In ihrer ersten Tabelle stellt R i m p a u in zwei Spalten übersichtlich die (34) „Wechselbeziehung Dichtung – Astronomie“ dar: „Dichter-Philosophen ‚erzählen‘ astronomische Wissenschaft in Dialogen [...] Mathematiker und Astronomen ‚reagieren‘ auf die Dichtung“. Eine ausgewogene Mischung von Primär- und Sekundärliteraturzitaten, aber auch die interpretierende Auflistung von Rezeptionsdokumenten (z. B. zu Pythagoras oder zu Aristote-

les) lässt eine nachvollziehbare Darstellung entstehen, wozu auch beiträgt, dass Laetitia R i m p a u schon sehr früh späte Terminologie auf frühe Autoren anwendet und erklärt, welches Beweisziel sie damit verfolgt (43–44): „Ich verwende im Folgenden nicht den Begriff ‚Sphärenharmonie‘, sondern den von Kepler verwendeten Begriff ‚Sphärenlehre‘. Und das, obwohl Kepler eine eigene *Weltharmonik* verfasst hat. Warum? Keplers Begriff ‚Sphärenlehre‘ bringt das für unsere Thematik so zentrale humanistisch-didaktische Anliegen des Lernens und Lehrens im Dialog zum Ausdruck.“ Illustrativ sind unpaginierte farbige Klapptabellen, eingebunden zwischen 82 & 83 und 88 & 89 zu Platon; zwischen 92 & 93 und 102 & 103 zu Cicero (mit dazwischengeschaltetem Exkurs zum Pantheon) und zwischen 108 & 109 zu Martianus Capella.

Die Klapptabellen, hinter deren vordergründiger Reduziertheit viel Arbeit steckt, deren schierer Umfang ausführlich in viele Seiten umfassenden Kommentaren (mit hoher Informationsdichte) expliziert wird, lassen nur einen Wunsch offen: Man kann sie nicht aus dem Buch herausnehmen und nebeneinanderlegen, was das (vergleichende) Verständnis – ganz im Sinn der Autorin – auf eine noch höhere Stufe heben würde.

Am Ende stehen R i m p a u s Schlussfolgerungen: Platon (121–122) „war ein zentraler Ausgangspunkt für die Debatten um das ‚richtige‘ heliozentrische Weltmodell. [...] Erst durch Kopernikus wird die erste Sonne als kreisender Planet aus dem System gestrichen. [...] Die Beschreibung der Sphärenlehre in ihrer literarischen Form ist in vielerlei Hinsicht ein Novum. Ein Novum in der Geschichte der Philosophie, in der Geschichte der Wissenschaft und in der Geschichte der Literatur. Bislang wurde das analoge Modell als komplexe Lehrdichtung, in der Astronomie, Wissenschaft, Mythologie und Poesie ineinandergreifend, für keine der genannten Disziplinen geltend gemacht. Die in den Brückentexten je zur Darstellung gebrachten heliozentrischen Hypothesen werden von Fachgelehrten wie Kopernikus und Kepler ernst genommen, die fiktiven Texte werden als Quellen der antiken Wissenschaft für weitere Überlegungen genutzt. [...] Was Kopernikus und Kepler aussprechen, deutet sich bei Dante in Umrissen und sehr zaghaft an.“

Details hierzu folgen im zweiten Kapitel, „B Traktat über die neue Philosophie: Dantes *Gastmahl* (um 1304–1308)“. Laetitia R i m p a u stellt zunächst das *Convivio* vor (133): „Inhaltlich setzt sich das Werk mit verschiedenen Aspekten von Bildung, Wissen und Wissenschaft auseinander.“ Zum vertieften Verständnis fügt sie 146–148 kurze Textauszüge ein, die für ihre Argumentationslinie (dass Dante Neues vermitteln möchte) besonders wichtig sind. Ebenso zentral ist die Einbettung in das zeitgenössische Bildungs- und Ausbildungssystem auf Basis von Aristoteles und Galen, gespiegelt bei Francis Bacon. Kritik an der Scholastik und moderne Ansätze bei Dante beleuchtet sie im programmatischen Unterkapitel (163) „Genauer hinschauen: der Gelehrte als Archäologe“. Sie führt anschaulich aus: „Dante gibt dem Thema *Archäologie des Wissens* im *Gastmahl* viel Raum. Dazu wählt er Beispiele aus der Erfahrungswelt, die er einzeln und sehr intensiv entfaltet. An der Intensität zeigt sich Dantes außerordentliche Fähigkeit, Sprachbilder in vielen Details auszubauen, um die Leser anzuregen, sich auf komplexe Vorgänge einzulassen. Ob es sich um ein Kornfeld, einen Obstbaum, ein Schneefeld oder ein Haus handelt, Dante führt an Szenen in diesen Umfeldern vor, was wissenschaftliches Denken heißen kann.“ Dazu bedient er sich Vergleichen (mit Tabellen 165). Die Sprachbilder selbst erweckt R i m p a u mittels zahlreicher Zitate (im Original und in deutscher Übersetzung) zum Leben – darunter auch das Haus der Wissenschaft, die Wissenschaft als Bauwerk: Wissenschaftliche Erkenntnis zeigt Dante aber auch mittels seiner (181) „Version der analogen Sphärenlehre [...]. Nur auf wenigen Seiten, aber dicht und dunkel in

der Aussage. Dante legt den Schwerpunkt auf die Verknüpfung von Kosmos und Wissenschaft. Beide Bereiche weitet der Autor, im Unterschied zu allen bislang vorgestellten Versionen, erheblich aus. Jedem Himmel und jeder Wissenschaft weist er mehrere Eigenschaften zu.“

In einem interpretatorischen Zusammenspiel ausgewählter Sekundärliteratur, mit Skizzen, Tabellen und Klappentabellen (eingebunden zwischen 192 & 193) analysiert Laetitia R i m p a u die Disziplinen von Trivium und Quadrivium und den Kosmos (213): „Die eigentliche Brücke zur Musenhierarchie trägt bei Dante den Namen ‚Beatrice‘. An diesen Kunstnamen ist ein ganzes System gebunden. Es wird im Folgenden ‚Beatrice-System‘ genannt [...]“. Dahinter verbergen sich (216) „Partnerfiguren, von denen die bekannteste bei Dante den Namen ‚Beatrice‘ trägt.“ R i m p a u zeichnet minutiös nach, wie unterschiedlich (von der Geliebten bis zur Muse) sie im Lauf der (Literatur)geschichte bewertet wurde und fügt ihrerseits Zahlensymbolik und Umdeutung zur engelsgleichen Philosophie hinzu (mit einer Klappentabelle zu „Dantes angelisierten Sphärenlehren“ zwischen 232 & 233 und mit weiterführenden Spezifika zur Musenhierarchie auf gleich zwei bunten Übersichten zwischen 260 & 261). Hier greift Dante neben Platon prominent auf Boethius zurück (251): „Die Philosophie wird ‚Herrin‘ des Autors *und* der Wissenschaften genannt. Sie stellt somit ein übergeordnetes *geistiges Prinzip* dar. Als Figur der personifizierten Weisheit ist sie in Handlungen eingebunden. In dieser Funktion entspricht die ‚höfliche Frau‘ den Musen der philosophischen Dichtung, die, im Unterschied zu denen der epischen Dichtung, nicht nur sporadisch angerufen werden, sondern dauerhaft ‚geistigen Beistand‘ garantieren.“ Belegstellen liefert R i m p a u 252–253: „Aus Dantes Wortwahl geht hervor, dass die ‚Frau des Intellekts eine Kunst- und Gedankenfigur‘ ist: Der Dichter stellt sie sich als ‚Frau‘ vor. Als Frau, die nach den Vorgaben der Phantasie ‚wie‘ eine höfische Herrin gestaltet ist.“ Die sich wandelnde Sicht auf die Musen entfaltet R i m p a u von der Spätantike (Boethius, Fulgentius) über das Hochmittelalter (Dante: mit zahlensymbolischer Klappentabelle zwischen 278 & 279 zu Beatrice; mit gleich drei Klappentabellen in Verbindung zu Weltbild, mythologischer Einkleidung und Rückgriff auf Herakleides über Martianus Capella als Vermittlungsinstanz zwischen 282 & 283) bis in die Neuzeit (Boccaccio: mit Klappentabelle zwischen 268 & 269; Kepler).

Das Schlusskapitel, „C Keplers ‚Urania-System‘: Dichtung über die neue Astronomie (1601–1627)“, macht – durch die Prominenz der Urania (mit Tabellen 314–315) und des Tempels der Wissenschaft als Variante zum Haus der Wissenschaften (mit Klappentabelle zwischen 456 & 457) – nicht unwahrscheinlich, dass Johannes Kepler durchaus mit Dantes Werk vertraut gewesen sein kann, wenngleich das Frontispiz der *Tabulae Rudolphinae* (1627) ihn nicht zeigt, wohl aber Hipparch, Ptolemaios, Kopernikus und Brahe. Zusätzlich ist Arat präsent, versteckt hinter einer Säule (mit Abb. 288).

Das eigentlich Reizvolle und Lehrreiche an dem Kapitel sind die Ausführungen zum Wissenschaftsbetrieb, in dem Kopernikus, seine Zeitgenossen, Vorläufer, Mitstreiter und Gegner lebten, arbeiteten, forschten und publizierten, welche Genres genutzt wurden, um neues Wissen zu transportieren und zu verteidigen (Dialog und Briefwechsel), wie Prioritätsansprüche angemeldet und/oder geltend gemacht und subtile Kritik mit literarischen Mitteln geübt wurde (mit dem anschaulichen Beispiel von Keplers Trauerelegie auf Tycho Brahe 1601 und tabellarischer Übersicht 344).

Programmatisch ist das Unterkapitel (361) „Zu Keplers Methode: beobachten, philosophieren, beweisen“ [*sic!*], in dem auch Albert Einstein als Bewunderer Keplers zu Wort kommt (362): „Aus Keplers wunderbarem Lebenswerk erkennen wir besonders schön, daß

aus bloßer Empirie allein die Erkenntnis nicht erblühen kann, sondern nur aus dem Vergleich von Erdachtem aus dem Beobachteten.“ Signifikant ist, wie sich Kepler – zumindest gleichberechtigt, wenn nicht sogar als Vorreiter – in die Astronomiegeschichte einschreibt (487): „In der künstlerischen Gestaltung seines Urania-Tempels erzählt Kepler auf vielgestaltige und höchst komplexe Weise die Geschichte der Astronomie. Eingeschrieben in diese Geschichte ist Keplers neue Astronomie und damit auch seine Methode. Es ist die platonische Methode, die die Vision als Anschauung der äußeren Welt *und* als Schau der Ideen begreift.“

Lediglich R i m p a u s Beobachtungen zur Bedeutung der Typographie (von der Schriftgröße über Fettdruck bis zum Zeilenfall) auf den (zeittypisch) überladenen Titelblättern gehen – insbesondere im Vergleich mit der für die Epoche charakteristischen Gestaltung – etwas zu weit (mit vielen Details 403–406 und 435–439).

Als „Fazit und Ausblick“ stellt sie die Frage, was von Kepler und Dante geblieben ist (489–490): „Dante steht am Anfang einer erkenntnistheoretischen Wissenschaftsauffassung, die in ersten Ansätzen versucht, die *andere* Antike in die christliche Theologie zu integrieren und eine Brücke zwischen Empirie und Theorie zu schlagen. [...] Kepler steht am Ende dieser Wissenschaftsauffassung. [...] Dante und Kepler sind in der Geschichte der Wissenschaft Autoren des *Übergangs*.“ Am meisten aber verbindet sie das Selbstverständnis, (493) „Visionäre des Neuen“ zu sein, die ein „[t]ugendhaftes Wissenschaftsethos“ prägt: „Sie zeigen sich in der Wissenswerkstatt und die Bildung als mühsamen Weg des langen Lernens. Niemals präsentieren sie Wissen als Ergebnis, sondern immer das Denken als Prozess.“

Eine umfassende „Bibliographie“, ein „Tabellenverzeichnis“ (in Summe 20), ein „Verzeichnis der Klapp Tabellen“ (16 Stück), ein „Abbildungsverzeichnis“ (mit ungewöhnlich vielen Erläuterungen und den Abbildungen aus dem Buch im Miniformat), ein „Anhangsverzeichnis“ (mit vielen Texten, die in der Monographie besprochen werden, im Volltext) und „Farbtafeln“ (insgesamt 79) sind unentbehrliche Ergänzungen und nehmen in Summe fast 200 Seiten ein.

Das Buch besticht durch die gewinnbringende gemeinsame Schau auf Autoren und Texte, die bei vordergründiger oder oberflächlicher Betrachtung nur wenig gemeinsam zu haben scheinen; und das beginnt schon bei der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gattung. Der Mehrwert sind die ‚Tiefenbohrungen‘, die unerwartete Bedeutungsschichten zu Tage gefördert haben und – ganz im Sinn von Dante und Kepler – eine neue Sicht auf (doch nicht so) Altbekanntes eröffnen.

Sonja Schreiner

Laura Untner (Hg.), *Sappho. Texte zur literarischen Rezeption im deutschsprachigen Raum*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023. (Reflexe der Weltliteratur. 2, hg. von Achim Hermann Hölter.) 453 S. ISBN 978-3-8260-7741-8

Laura Untner legt gemäß ihrer editorischen „Vorbemerkung“ mit ihrer umfangreichen Anthologie (15) „erstmal in einem größeren Umfang ausgewählte literarische Rezeptionzeugnisse zu Sappho aus dem deutschsprachigen Raum an einem Ort“ vor, wozu auch Übersetzungen (Steinhöwel zu Boccaccio und Schiller zu Racine) gehören.

Sie entscheidet sich für diplomatische Transskripte und versammelt Texte vom 15. bis zum 21. Jh. in gebundener und ungebundener Rede, von Frauen und Männern, von bekannten

und von heute vergessenen Autor*innen, die im Anschluss an das substantielle „Nachwort“ in Kurzbiographien („Über die Autor_innen“) vorgestellt werden.

Ein umfangreiches „Quellenverzeichnis“ (unterteilt in Primär- und Sekundärliteratur), ein Namensverzeichnis (bezeichnet mit „Häufige Namen“, lediglich eine Seite umfassend [448] und nur Atthis, Anaktoria, Erinna, Charaxos, Rhodopis, Kleis, Phaon und Skamandronymos näher vorstellend) und eine Auflistung „Ausgewählte[r] Ausgaben und Übersetzungen“ runden das Sappho-Lesebuch ebenso ab wie ein kurzer „Dank“ für redaktionelle Hilfestellungen, Verbesserungsvorschläge und Anregungen und die Aufnahme des Buchs in die Reihe.

Die Anlage des mit Bedacht zusammengestellten Florilegiums, das nicht weniger als 102 Text(ausschnitt)e enthält, erlaubt die Lektüre der anspruchsvollen Texte in kleinen Tranchen und in größerem (literaturgeschichtlichem) Rahmen.

Sappho erscheint als tragische Heldin ebenso wie als begnadete Dichterin – dazu gehört auch ihr einprägsamer Name als Qualitätssiegel für andere dichtende, literarisch oder übersetzerisch tätige Frauen (wie z. B. Luise Adelgunde Gottsched, genannt ‚Gottschedin‘) – und als Ikone der LGBTQ+-Bewegung. Diese Entwicklungslinien lassen sich selbstständig nachlesen und/oder können über das die Facetten resümierende Nachwort erschlossen werden.

Monita gibt es nur wenige. Dazu gehört, dass der Oxyrhynchus-Papyrus nicht neutralen, sondern maskulinen Geschlechts ist (359) und dass Inge Merckels Erzählung *Jüdische Sappho* (über die Wiener Klassische Philologin Gertrud Herzog-Hauser) aus dem 1983 erschienenen Band *Zypressen* nicht aufgenommen wurde – auch nicht in Auszügen, für die sich Laura Untner aufgrund der schieren Länge insbesondere bei dramatischen Texten entschieden hat.

Die Blütenlese hält so manche Wiederentdeckung, so manche Überraschung und so manches Fundstück bereit (z. B. 107 Johann Wilhelm Ludwig Gleims *An die Dichterinnen* [eines von mehreren Sappho-Gedichten des im 18. Jh. gefeierten Dichters], 193–196 Karl Mays ‚*Weihnacht!*‘ *Reiseerzählung* aus dem Jahr 1897 oder 312 Ernst Jandls *computergedicht nr. 2* aus den 2001 erschienenen *Letzten Gedichten*).

In einem weiteren Schritt wäre eine Kommentierung der Texte wünschenswert, um ein noch tiefergehendes Verständnis zu ermöglichen. Als Lesebuch konzipiert, muss Untners verdienstvolles Buch das nicht leisten. Für Literaturwissenschaftler*innen, Philolog*innen und Komparatist*innen gewönne die Textauswahl jedoch eine weitere wichtige Dimension. Damit ist kein gleichsam klassischer produktions- oder rezeptionsästhetischer Zugang gemeint und auch kein fast sklavisches Anmerken von (möglichen oder bloß angenommenen) Vorbildstellen, sondern eine im Nachwort im Ansatz ja bereits geleistete literaturgeschichtliche Einordnung und die Erläuterung des einen oder anderen (heute meist) unverständlich gewordenen Ausdrucks.

Somit steht zu hoffen, dass Laura Untner ihrer primären Vorstellung eine sekundäre Einordnung folgen lässt. Sappho und das, was aus ihr gemacht und wie sie – das sind ihre Texte und ihre Persönlichkeit in gleicher Weise – gelesen wurde, hätte damit noch mehr Plastizität.

Einzelne repräsentative Textstellen vorzuführen, liegt nicht im Fokus dieser Buchvorstellung, lesen muss und soll jede*r selbst. Es lohnt sich.

Sonja Schreiner

Gabriel Siemoneit, Leon Battista Alberti *Descriptio urbis Romae*. Überlegungen zu Modernität und Entstehungskontexten nebst lateinisch-deutscher Edition. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2023. (Studia Albertiana Vindobonensia. 3.) 220 S. ISBN 978-3-515-13249-7

Die *Descriptio urbis Romae* Leon Battista Albertis reiht sich nahtlos in seine originellen, immer anwendungsorientierten Schriften zu praktischen Aufgabenstellungen ein, ob nun zu den Grundlagen der in der Frührenaissance neu entdeckten Perspektive (*De pictura*), zur Vermessung von Skulpturen (*De statua*), zur Verschlüsselung von Texten (*De componendis cifris*), zur Bergung versunkener Schiffe, oder aber – in diesem Fall – zur Herstellung eines Stadtplans der Stadt Rom, wie er im Vorfeld des Heiligen Jahres 1450 in Erwartung von einer halben Million Pilgern aus aller Welt vielleicht als sinnvoll und notwendig erachtet wurde.

Ohne auf bereits vorhandene, geographisch exakte Daten oder Vermessungen zurückgreifen zu können, ist es Alberti mit der *Descriptio* tatsächlich gelungen, eine erstaunlich exakte Kartierung des Verlaufs der Stadtmauern und -tore, des Tibers und der Position von immerhin 35 wichtigen Gebäuden der Stadt zu erstellen. Natürlich waren bereits Verfahren der Landvermessung und entsprechende Geräte für diesen Zweck bekannt, aber diese waren eher für weiträumige, ebene Geländestrukturen geeignet, nicht unbedingt für eine teilweise eng und hoch bebaute, zerklüftete und hügelige, mit Ruinen und wuchernder Vegetation übersäte Stadtlandschaft, in der die Sichtachsen für die trigonometrische Vermessung immer wieder verstellt waren und auch ein Abschreiten oder die Anwendung von Bandmaßen zur Ermittlung der Entfernungen unmöglich war. Wo dennoch Peilungen von einem hochgelegenen Punkt (wie etwa dem Kapitol) möglich waren, machten zusätzlich die Entfernungen zu den äußersten Punkten der Stadtmauer von bis zu 2,8 Kilometern die Identifikation von Knickpunkten und Krümmungen mit bloßem Auge fast unmöglich. Es muss Monate gedauert haben, durch Kombination aller zur Verfügung stehenden messtechnischen, mathematischen und zeichnerischen Verfahren und durch immer wieder neue Korrekturen durch Besichtigungen vor Ort die für damalige Stadtpläne unerhörte Präzision zu erreichen.

Dagegen dauert es nur wenige Stunden, den Plan anhand der von Alberti in der *Descriptio* allein gelieferten Unterlagen (eine kurze Anleitung, zwei Zeichnungen, sechzehn Tabellen) zu zeichnen, wodurch er mit einem Schlag auch das zweite Problem des Vorhabens, die fehlerfreie Vervielfältigung eines solchen Plans, gelöst hatte. (Das Original allein wäre ja wenig zweckdienlich gewesen, der Buchdruck war noch nicht etabliert, und eine Vervielfältigung durch zeichnerisches Anfertigen von Kopien wäre extrem fehlerbehaftet und spätestens nach der dritten Wiederholung unbrauchbar geworden.) Zwar war auch das Ersetzen von Zeichnungen durch Ziffern und Koordinatensysteme durchaus bekannt und geläufig, aber die Anwendung auf einen Stadtplan war wiederum ein origineller und bis dahin einzigartiger Lösungsansatz.

Die kunstgeschichtliche Forschung hat sich hauptsächlich auf diesen zweiten Aspekt, die frappierend einfache Möglichkeit der Herstellung eines Stadtplans durch die von Alberti gelieferten Tabellen, konzentriert und vorrangig seine Rolle als Mathematiker und seine Abneigung gegenüber Abbildungen thematisiert. Hinzu kamen Untersuchungen über die Bezüge zu anderen Rombeschreibungen und die Einordnung der *Descriptio* in das Spannungsfeld von *Studia humanitatis* und Quadrivium, von literarischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Zeit. Von einigen Seiten wurde aber auch Kritik geäußert: Der Text wäre (122) „ein aus Sicht des römischen Jubiläumjahres 1450 konzipiertes,

auf maximalen Effekt berechnetes Stück technischer Trivalliteratur, das als Profilierungsschrift Albertis Literatenfreunde sowie mathematisch unbedarfte Gönner beeindrucken sollte“ (lt. Anm. 21 übernommen aus: Franco Borsi, *Leon Battista Alberti. L'opera completa*, Mailand 1996). Andererseits wurde Alberti aber auch – ganz im Burckhardtschen Verständnis eines *uomo universale* – zum (81) „Pionier der modernen Digitaltechnik“ stilisiert, der mit seiner *Descriptio* (17) „gewissermaßen den *digital turn* des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts vorweggenommen hätte“ (lt. Anm. 16 übernommen aus: Mario Carpo, *Alphabet und Algorithmus*, Bielefeld 2012).

Hier setzt nun dankenswerterweise das Buch von Gabriel S i e m o n e i t an und holt in vier Kapiteln sowohl die überzogene Kritik wie auch die spekulative und anachronistische Überhöhung auf den Boden des tatsächlich geschriebenen Textes zurück. In diesem Sinne ist auch sein Plädoyer in der Einleitung zu verstehen, Albertis Erfindungen nicht (15) „als hypermoderne, die eigene Gegenwart transzendierende Vorahnungen einer fernen Zukunft zu werten, sondern als kreative Auseinandersetzung mit [...] einem vitalen geistigen und kulturellen Umfeld, das sich noch nicht vollständig von der mittelalterlichen Tradition gelöst hatte.“

Nachdem er – ebenfalls noch in der Einleitung – kurz den Forschungsstand und ausführlich die Datierungsfrage behandelt hat, untersucht er im zweiten Kapitel zunächst die historischen, geisteswissenschaftlichen und biographischen Entstehungsbedingungen der *Descriptio*, also z. B. den Stellenwert der Mathematik im Humanismus, Albertis interdisziplinäre Ausbildung und seine daraus resultierende besondere Rolle weniger als (38) „wissenschaftlicher“ Mathematiker, sondern eher als anwendungsorientierter Vertreter der „*geometria practica*“. Er geht auf die Vorbilder wie das Astrolabium und die Sternkarten ein, auf die Verbindung zu *De statua*, wo Alberti das gleiche Instrument zur Vermessung von Skulpturen einsetzt, schildert den Stand der Kartographie und die Aussagekraft der zeitgenössischen Rombeschreibungen und beleuchtet schließlich das konkrete Problem der Ermittlung der in den sechzehn Tabellen aufgeführten Koordinaten.

Nach diesen vorbereitenden Untersuchungen kommt er im dritten Kapitel zu seinem Hauptthema (80): „Beschreibt Albertis *Descriptio urbis Romae* einen Algorithmus?“ Zunächst räumt er ein, dass „zentrale Probleme, die Alberti in den mathematisch-technischen Schriften umgetrieben haben, scheinbar dieselben sind, die sich in der modernen, immer stärker digitalisierten Gesellschaft in bis dahin nicht gekannter Dringlichkeit gestellt haben [...], nämlich die identische Reproduzierbarkeit und die fehlerfreie, sichere Übertragung von Informationen.“

Daher erörtert er anfangs die zeitgenössischen Strategien der Fehlervermeidung bei der Anfertigung von handschriftlichen Kopien und zitiert Alberti mit der in *De re aedificatoria* geäußerten Bitte, (81) „die verwendeten Zahlen nicht durch römische Ziffern wiederzugeben, sondern als Wörter auszuschreiben“ (sinngemäß zitiert aus *De re aedificatoria* 7,6, Übersetzung Theuer, Darmstadt 1975, 360), geht des Weiteren auf Albertis Versuche zur Verschlüsselung von Texten in *De cifris* ein und zieht Parallelen zur modernen Vektorgraphik und zur Internetkommunikation. Auch Albertis Verfahren in der *Descriptio*, komplexe geometrische Zeichnungen mittels Koordinatentabellen exakt und verlustfrei zu übertragen, könne in diese Reihe gestellt werden, allerdings merkt S i e m o n e i t auch an, dass Alberti gerade in der *Descriptio* die arabischen Ziffern eben noch nicht durch Wörter ersetzt hat (sodass es ja tatsächlich in den erhaltenen handschriftlichen Kopien zu etlichen Übertragungsfehlern gekommen ist).

Auf den folgenden Seiten geht S i e m o n e i t schließlich seiner zentralen Frage nach, ob Alberti für die Erstellung seiner Stadtkarte tatsächlich einen Algorithmus im modernen, wissenschaftlichen Sinn beschrieben hat, also eine (108) „präzise, vollständige und funktionierende Anleitung zur Lösung konkreter Probleme“. Dazu untersucht er die von Alberti den Tabellen vorangestellte Anleitung in der *Descriptio* und stellt nach einer akribisch durchgeführten Analyse und dem experimentellen Nachvollzug aller denkbaren Ausführungsvarianten fest, dass dort in drei Bereichen (93) „kleinere und größere Probleme und Fehler“ vorhanden seien: bei der (93–94) „Reihenfolge für das Einzeichnen und Verbinden der Punkte; beim *proximus punctus*-Kriterium zur *Auswahl* des als nächstes zu verbindenden Punktes; und bei der Frage, wie die *gebogenen Linien* durch die *auges* (Scheitelpunkte) auszuführen seien.“ Ohne Zusatzannahmen, die diese Fehler korrigieren oder Leerstellen der Anleitung füllen, (118) „erhält man weder das gewünschte, geschweige denn immer das gleiche Ergebnis. Bei den modernen, ‚korrekten‘ Darstellungen von Albertis Stadtkarte handelt es sich demnach lediglich um *Interpretationen*, da sie nicht durch exaktes Befolgen der Anleitung entstanden sein können.“ Dennoch, so S i e m o n e i t in seinem Fazit, weisen Albertis Anleitung und die in den Tabellen aufgeführten Koordinaten die (119) „erforderliche Mindestqualität“ auf, um eine für damalige Zeiten erstaunlich korrekte und brauchbare Stadtkarte herzustellen (123): „Die Neuartigkeit des Konzepts und die Übertragung auf ein Problem, das bisher gar nicht oder nur unzureichend mit mathematischen Methoden behandelt worden war, hatte offenbar Vorrang vor seiner vollständigen und systematischen Präsentation.“ Außerdem waren wahrscheinlich viele Dinge für Alberti so selbstverständlich, „dass er keine weitere Anstrengung auf deren Erläuterung verwandt hat“.

Dieses Vorgehen, so S i e m o n e i t, lasse aber auch weitergehende Schlüsse auf seine mathematisch-technischen Schriften insgesamt zu: Die Tatsache, dass diese „nicht die strenge Systematik eines im herkömmlichen, scholastischen Wissenschaftsbetrieb verankerten Mathematikers“ zeigen, deute darauf hin, dass Alberti „die Mathematik nicht um ihrer selbst willen betrieben“ hat, sondern als ihm durch seine fundierten Kenntnisse zur Verfügung stehendes Mittel, konkrete Probleme zu lösen. So lässt sich wahrscheinlich auch für die *Descriptio* sagen, dass Alberti nie die Absicht hatte, einen wissenschaftlichen Beitrag zur Kartographie zu verfassen, sondern eine praktikable Lösung für den in humanistischen oder kurialen Kreisen aufgekommenen Wunsch nach einem Stadtplan von Rom zu finden.

Mit dieser Einordnung der *Descriptio* auf der Basis einer umfänglichen und akribischen Untersuchung des real existierenden Textes führt Gabriel S i e m o n e i t die in verschiedene Richtungen überzogenen Interpretationen Stück für Stück auf den Boden der Tatsachen zurück und leistet darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zur Korrektur des Alberti-Bildes insgesamt.

Aber damit nicht genug. Zusätzlich zu seiner Interpretation legt S i e m o n e i t im zweiten Teil des Buches nicht nur eine mit aller Sorgfalt erarbeitete deutsche Übersetzung der „Notice philologique“ von Jean-Yves Boriaud und Francesco Furlan vor, die ein umfassendes Bild der bekannten Handschriften und Editionen von Albertis *Descriptio* bietet (inklusive der spezifischen Probleme, die sich bei der Konstitution des Textes ergeben), sondern fügt auch den von Boriaud und Furlan konstituierten Text selbst samt kritischem Apparat in lateinisch-deutscher Edition hinzu (Francesco Furlan [Hg.], *Leonis Baptistae Alberti Descriptio urbis Romae*, Firenze: Leo S. Olschki Editore 2005).

Zusammen mit den zahlreichen Zeichnungen, Karten, Anmerkungen und Verweisen auf das umfangreiche Literaturverzeichnis von über 560 Titeln stellt das mit großer Sorgfalt lek-

torierte Buch der Kunstgeschichte einen umfassenden und erschöpfenden Einblick in alle Facetten der *Descriptio urbis Romae* zur Verfügung.

Günther Fischer

Lisa Regazzoni, *Geschichtsdinge. Gallische Vergangenheit und französische Geschichtsforschung im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2020. (Wissenskulturen und ihre Praktiken/Cultures and Practices of Knowledge in History. 5.) XVI + 508 S. Ill. ISBN 978-3-11-067449-1. e-ISBN (PDF) 978-3-11-067453-8. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-067449-1. ISSN 2568-9479

Das „Vorwort“ mag man als eines der individuellsten, das einer wissenschaftlichen Monographie vorgeschaltet sein kann, beurteilen. Es ist nämlich eine (kunstgeschichtliche und symbolische) Erläuterung zum Einband, der (VII) „einen exakt geformten Dreipass aus Marmor“ zeigt, „präzise in eine gleichartige Vertiefung eingepasst“. Fabrizio Prevedello hat das Objekt 2017 geschaffen, als „7° *innesto in cava* (7. Veredelung bzw. Verpflanzung im Marmorsteinbruch)“ bezeichnet und als „eine Art Wiedergutmachung“ an der für Kunst und Architektur ausgebeuteten Natur verstanden: „Es handelt sich um ein Geschenk ohne Verpackung und ohne Karte. Dies zielt bewusst auf die Hervorrufung einer gewissen Irritation bei den Wanderern und Wanderinnen, die dem rätselhaften Objekt begegnen, und auf das sie ihre Ansichten, ihre Fantasie oder ihr (Un-)wissen projizieren.“ Genau darum wird es in Regazzonis 2019 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main als Habilitationsschrift angenommenen Arbeit gehen, mit einem Schwerpunkt auf dem (17.,) 18. und 19. Jh.

Die „Einleitung“ setzt mit einer Reise von Gustave Flaubert und Maxime Du Camp in die Bretagne ein, in deren Folge sich Flaubert fundiert und kenntnisreich mit den vielfach und divergierend interpretierten Megalithen auseinandersetzt (1–2): „Megalithen seien, so seine Ansicht, Objekte, die jeglicher Geschichte entbehren, an die sich aber die Vorstellungskraft der Gelehrten geklammert habe. Diese hätten versucht, aus der Beschäftigung mit den Riesensteinen eine Wissenschaft zu gewinnen und eine verlorene Welt wieder zusammenzufügen. Auf diese Weise sei aber die Vorstellungskraft noch weniger fruchtbar und ärmer als das grobe Material der Steine geblieben, denen die Eitelkeit der Antiquare Form und Geschichten zu verleihen versucht habe.“ Im Fokus von Regazzonis Untersuchung wird die (2) „Erkundung quellenarmer Vergangenheiten“ stehen und Einblick geben in die (3) „Arbeitsweise in der ‚Werkstatt Geschichte‘“, in die Bedeutsamkeit materieller Zeugnisse als autochthon gallisches Gegengewicht zu römischen und griechischen literarischen Quellen. Regazzoni zeigt systematisch, wie die gallische Vergangenheit dazu diene, (4) „die nationale Identität Frankreichs zu konsolidieren, wenn nicht gar zu konstruieren.“ Daraus entwickelt sie ein gesamteuropäisches Panorama (7) „national geprägte[r] Geschichtsschreibung“ und entwirft einen gegenläufigen Ansatz (10): „Die vorliegende Studie nimmt Abstand von dem hier skizzierten Forschungspostulat, dem zufolge einerseits der Diskurs über die gallische Vergangenheit im Sinne der Nationenbildung und der nationalen Identität zu deuten sei und es andererseits kaum einen Diskurs über die gallischen Denkmale und Antiquitäten im 18. Jahrhundert gegeben habe. Sie kehrt den Zugang zu diesem Thema komplett um, indem sie nicht mehr bei den Ergebnissen der historischen Arbeit im 18. und frühen 19. Jahrhundert ansetzt, nämlich bei den historiografischen Werken, den Ursprungsnarrativen und Meistererzählungen zur gal-

lischen Vergangenheit. Sie rückt vielmehr die materiellen und immateriellen Überreste sowie die Forschungspraktiken in den Vordergrund, die zur Gewinnung neuer historischer Erkenntnisse über das alte Gallien genutzt wurden, und sie verfolgt diese Überreste bis in die abgelegensten Provinzen, dorthin, wo sie vermehrt ans Licht kamen.“ Damit tritt die ‚klassische‘ Forschungsliteratur gegenüber archäologischen Zeugnissen, Archivalien, gelehrtem Austausch und zeitgenössischen Umzeichnungen von Fundstücken ebenso in den Hintergrund, wie die Provinzen Paris als Forschungszentrum ablösen, wodurch Regazzoni ihre Arbeit als (29) „einen Beitrag des ‚provincializing Paris‘ im Feld der Erforschung der (früh-)neuzeitlichen Wissensproduktion“ verstanden wissen möchte.

Ebenso programmatisch wie diese Einführung ins Thema ist der darauffolgende ‚Prolog. Denkmale: ‚Materialien für unser historisches Arbeiten‘“, in dem die Verfasserin eine definitive Forschungsgeschichte zum ‚Monument‘ gibt – beginnend bei Johann Gustav Droysen, weiterentwickelt bei Alois Riegl und nochmals verfeinert durch Arnaldo Momigliano; zu Riegl und Momigliano vgl. auch die Rezension zu Ando – Formisano, 101–107 (36): „Nicht nur erkannten diese Autoren, dass jegliche Fragestellung im gegenwärtigen Forschungsstand und Wertesystem verankert sei – und daraus ihre (gesellschaftliche) Legitimität und Anziehungskraft bezieht –, sie legten darüber hinaus dar, dass die Gegenwart die Bedingungen und Möglichkeiten der Forschung selbst vorgebe.“

„1. (Ein) Denkmal – was war das?“ präzisiert die Fragestellung zunächst auf Basis zeitgenössischer Wörterbücher, berücksichtigt dann aber auch die mündliche Praxis, v. a. aber (39) „den Umgang der Gelehrten mit den materiellen und immateriellen Überresten“. Monumente vertiefen das „Verständnis der alten Geschichte“ und beseitigen „Überlieferungslücken“. Für das Alltagsleben waren (41) „zweitrangige Denkmale und gewöhnliche Artefakte“ von Bedeutung, eine höhere Bedeutung als Textzeugnisse bekamen sie aber erst zeitverzögert (42): „Die Emanzipation der materiellen Überreste von dieser Hilfsrolle gegenüber den Texten und ihre Einfügung in neue historische Zusammenhänge stellt einen weiteren epistemischen Schritt im Umgang mit Sachquellen dar, der in Frankreich bezüglich der ‚einheimischen‘ Vergangenheit in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erfolgte. Beachtenswert ist dabei der Umstand, dass die Produktion von anderweitigen Narrativen qua Denkmale zunächst im Bereich der vorrömischen und mittelalterlichen Geschichte und nicht der klassischen griechisch-römischen Antike vorgenommen wurde.“

Die Kernaussage dieses ersten Kapitels hat mit Perspektivwechsel zu tun (55): „Das Geschichtsding, um das es hier jeweils geht, ist kein a priori existierendes, sondern ein a posteriori ‚gesehenes‘.“ Damit einher geht (60) „Fundierung historischer Gewissheit“, v. a. aber „„Spielregeln“ [...], die jenseits parteiischer Darstellungen die Basis für die Überprüfung und somit die Widerlegung, aber auch die Zustimmung für Geschichten bieten sollten.“ Mit einer Fülle von Zitaten aus einschlägigen Werken (stets in deutscher Übersetzung und leider ohne Beigabe des französischen Originals wenigstens in der Fußnote) zeigt Regazzoni die Problemlagen anschaulich auf. Besonderes Gewicht legt sie auf die Materialvielfalt, da sie – zuweilen als Surrogat konzipiert – die Wahrnehmung wesentlich steigern half (82): „Ist der Akt des Beobachtens aufgrund von Vorannahmen stets ein interpretierender und bewertender, betrifft dies umso mehr die Abbildungen. Sie entsprachen keinesfalls einer neutralen, ‚objektiven‘ Grundlage, mit der die Gelehrten arbeiteten, sondern zuallererst einem epistemischen Produkt. Und in der Tat waren es fast immer Abbildungen, die in ‚Papiermuseen‘ (‚musei cartacei‘) – nämlich in den Publikationen zu den Antiquitäten – wiedergegeben waren, und weniger die dreidimensionalen Denkmale, die unter den Gelehrten zirkulierten.“ Als Korrek-

tiv fungierten Reisen, auf denen Autopsie möglich war, und der (101) „Aufbewahrungsdiskurs“, sei es im Original oder als Abbildung. Vorrangig ist die (104) „Transparenz als Sinn- und Bedeutungsträger“ und die Frage danach, ob „dessen Erscheinung und Wesen, dessen Signifikant und Signifikat miteinander korrespondieren und nicht zu trennen sind oder es hingegen – beabsichtigt oder unabsichtlich – einen anderen, tieferen Sinn verbirgt, den seine materielle und bildliche Gestalt nicht preisgibt.“ Die jeweilige Auffassung beeinflusst naturgegeben die Interpretation, deren Vielstufigkeit Regazzoni nuanciert vorstellt, u. a. am Beispiel von einem gemeinsamen Fundament aller Religionen, aber auch bezogen auf historisches Bewusstsein (118): „Aus diesen Betrachtungen lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, dass der Begriff ‚monument‘ als historisches Zeugnis auf weitere menschliche Ausdrucksformen ausgeweitet wird, will heißen auf Mythen und die Poesie, die als zu emendierende Quellen aufgewertet werden. Das relevanteste Postulat dieser Erweiterung ist die Behauptung, dass eine Geschichte vor dem Beginn der griechischen Historie bestanden habe. Das ist keine Petitese, wenn man bedenkt, dass in jenen Jahren Varros chronologische Dreiteilung der Erdgeschichte weiterhin Gültigkeit besaß.“ Mit jesuitischem Wissenschaftsanspruch war der Weg zu einer objektiven Sicht auf die Vergangenheit eröffnet, Verzerrungen wurden systematisch entzerrt (123): „Je nachdem, ob die Denkmale als Gedenk- oder Geschichtsdinge betrachtet wurden und in welchem Verhältnis sie zur Temporalität standen, konnten sie eine Erinnerungs- oder Wissenschaftsfunktion erfüllen – wobei diese nicht selten koexistierten und nur idealiter scharf voneinander zu trennen waren.“ Diese (125) „Polysemie“ änderte aber nichts daran, dass „das Denkmal über das ganze 18. Jahrhundert hinweg für eine authentische, unparteiische, wahrhaftige, originale Quelle [stand].“

Gerade bezüglich der keltischen Vergangenheit gab es also viel (korrigierenden) Aufholbedarf. In „2. Die gallischen Denkmale im Spannungsfeld zwischen christlichem Universalismus und autochthoner Vergangenheit“ nimmt Regazzoni dieses weite Feld in den Blick (126): „Der Diskurs darüber, wie dieses Vakuum an einheimischen Quellen zu erklären sei, und die Frage, wie die Gelehrten damit umgingen, ist insofern lehrreich, als er indirekt die positive oder negative Aufladung der gallischen Vergangenheit sowie die entsprechende ideologische Begründung erkennen lässt.“ Die Druiden setzten auf mündliche Überlieferung (127): „Zudem war die gallische Vergangenheit in der Wahrnehmung der Gelehrten, die sie aufwerteten und sich als ihre Nachkommen verstanden, eine durch die allochthonen, ‚fremden‘ Quellen entstellte.“ Doch auch (vermeintliche) Ästhetik leistete ihren Beitrag (132): „Zu den Gründen, aus denen die alten Gallier für die Gelehrten zum schweigenden Volk wurden, kommt noch die kunsthistorische Geringschätzung der vor- und nachrömischen materiellen Überreste hinzu, und zwar der gallischen, fränkischen und insgesamt der mittelalterlichen Objekte.“ Schließlich gab es noch (138) „die Zerrlinse, durch die man überall Überreste der römischen Vergangenheit zu sehen glaubte“.

Der Benediktiner Dom Bernard de Montfaucon war der erste Franzose, der (139) „die ethnische Entität des gallischen Volkes“ betonte und in *L'Antiquité expliquée et représentée en figures* (1719–1724) minutiös erklärte. Dieses bahnbrechende Werk, (positive wie negative) Reaktionen darauf und weitere Schriften von Dom Martin dominieren das gesamte Kapitel, wobei sich der Bogen von der Alltagskultur (Kleidung und Werkzeuge) über die eingangs erwähnten Megalithen (die oft schon von der Natur ‚zurückerober‘, somit überwuchert waren) bis zu einer neuen Sicht auf Kult und Religion erstreckt (203–204): „In Frankreich hatte das Wiederaufleben des keltischen Narrativs mit dem religiösen Diffusionismus des 17. Jahrhunderts zu tun sowie mit seinem methodischen Pendant, der Komparatistik, d. h. des Ver-

gleichs zwischen alten und modernen Sprachen, Religionen und Kulturen. Dabei spielten die Jesuiten – und weitere, mit ihnen sympathisierende Geistliche wie z. B. der Benediktiner Dom Martin – keine exklusive, aber dennoch eine führende Rolle. Denn die Rückführung der alten heidnischen Religionen auf die mutmaßliche gemeinsame Matrix, nämlich die Religion der jüdischen Patriarchen, bildete eine Strategie bestimmter gelehrter Jesuiten, um die Wahrheit des Genesisbuches und der jüdisch-christlichen Religion gegen Skeptiker und Atheisten zu verteidigen.“

„3. Provincializing Paris: die gallischen Denkmale aus der Sicht der Provinz“ zeigt unterschiedliche (wissenschaftliche) Perspektiven auf ein und dasselbe Denkmal. Erst die Zusammenschau trägt zu einem authentischen Bild bei (248): „Vor Ort betrachtet und von Paris weit entfernt erlangten die Denkmale neue Bedeutungen und standen für andere Narrative zur Verfügung: Wenngleich der Deutungsträger bzw. das materielle Objekt dasselbe war, über welches Pariser Gelehrtenkreise schrieben und spekulierten, wurde dieses Objekt, gesehen mit den Augen von Gelehrten aus anderen geografischen, politischen oder kulturellen Räumen, zu einem anderen Geschichtsding.“ Gelehrter Austausch und der Wunsch nach Nacheiferung sind dabei stets mitzudenken, noch bedeutsamer aber ist der Raum, der das jeweilige Monument umgibt. Dazu kommen als unerlässliche Instrumentarien Interviews mit der im ländlichen Raum ansässigen Bevölkerung und Feldforschung (251): „Lokalgelehrte betrachteten und befragten den gegenwärtigen landschaftlichen Raum als Sammelstelle materieller und immaterieller Spuren der Vergangenheit.“ Gearbeitet wurde disziplinenübergreifend (259): „Die relevanteste Eigenart der Feldforschung stellt nämlich die Gleichsetzung von materiellen Denkmalen mit anderen Arten von Überresten der Vergangenheit wie den immateriellen performativen Zeugnissen dar, etwa mit den volkstümlichen Praktiken, aber auch mit den sprachlichen Spezimina (Dialekte, Orts-, Götter- oder sogar Familiennamen). All diesen Überresten, die heutzutage als die disziplinspezifischen Referenzen von Volkskunde, Archäologie respektive Linguistik gelten, wurde erstmals ein historischer Erkenntniswert zugeschrieben. Aber erst aus ihrem Zusammenspiel konnte historischer Wissenserwerb generiert werden.“ Zugleich kann Lisa Regazzoni zeigen, (285–286) „wie sehr Gelehrte auf Abbildungen von aufgefundenen Objekten und Abschriften von Urkunden angewiesen waren, und dass sie in den meisten Fällen nicht mit ‚Originalen‘ arbeiteten. Damit verbunden war das sich langsam herausbildende Bewusstsein für die Problematik der Abbildungen: Es mussten erstens Kriterien für die Anfertigung und die Kritik von Illustrationen entwickelt werden. Zweitens verdeutlicht das bisher Gesagte den fragmentarischen und changierenden Charakter der materiellen Zeugnisse, die ihrem ‚ursprünglichen‘ Kontext entrissen waren und durch ihre Zirkulation verschiedene Transformationen durchmachten. [...] Drittens konnten die Abbildungen als maßgebende Referenz gelten, die nicht mehr in Frage gestellt wurde, sobald hinter ihnen die gewichtige Autorität eines Bernard de Montfaucon stand.“ Das Ende der Autoritätsgläubigkeit begann erst mit der Französischen Revolution.

Der Disput um die Lokalisierung wichtiger historischer Stätten und Städte – Lisa Regazzoni wählt Bibracte als Beispiel – war gleichfalls ein beherrschendes Thema, wobei die Beschäftigung mit antiken Texten (in diesem Fall Caesars *Bellum Gallicum*), archäologische Untersuchungen, Religionsgeschichte und Etymologie eng ineinandergreifen. Die Verfasserin betont dabei die Wichtigkeit kleinster Details, was sich in der vielsagenden Zwischenüberschrift (312) „Das Gallische steckt im Detail: Mikrogeografien der Vergangenheit“ niederschlägt. Im Bereich der Sprachgeschichte hat das Bretonische einen herausragenden Stellenwert, die Bretagne generell wird zum ergiebigsten Ort für Feldforschung (358): „Die

Bretagne: ein Depot voller lebendiger Denkmale“), und der Natur kommt (in Ermangelung literarischer Zeugnisse) ungeahnte Bedeutung zu. So spricht die Verfasserin von (333) „Naturdenkmale[n] als Bibliotheken nordeuropäischer Völker“ und meint damit Steine mit Runenzeichen, vergleichbar den die Monographie wiederkehrend durchziehenden Megalithbauten.

Als Ertrag dieses vorletzten Kapitels ihres Buches hält R e g a z z o n i fest (365): „Bei der Untersuchung der gelehrten Tätigkeit in den Provinzen ist aber viel mehr zutage getreten als nur zweitrangige beziehungsweise namenlose Antiquare oder Ortschaften, die das Bild des französischen gelehrten Diskurses im 18. Jahrhundert ergänzen. Denn die lokalen Gelehrten eiferten bei ihrer Erforschung der Vergangenheit nicht bloß den Forschungspraktiken der Pariser Gelehrten nach. In Bezug auf die Erkundung der gallischen Vergangenheit und ihrer mutmaßlichen Überreste zeichnete sich ihre Arbeit vielmehr durch besondere Forschungsannahmen und -Praktiken [*sic!*] aus. Die Überzeugung, dass Überreste der heidnischen Kultur und des druidischen Kultus jenseits der Städte weiter bestehen würden, machte das Land, die Wälder und die Berge zu bis dahin nicht erschlossenen Speicherorten der Vergangenheit.“

Im Schlusskapitel „4. Denkmale für das französische Volk – das Volk als Denkmal“ wendet sich R e g a z z o n i Denkmälern (367) „als Ausdruck einer bestimmten Zeitlichkeit“ zu: „Gegenstände aus der Vergangenheit wurden zunehmend als Produkte einer bestimmten Epoche auf der Zeitachse der Geschichte eingeordnet. Sie entfalteten folglich ihr Erkenntnispotential nicht nur im Rahmen des synchronen Vergleichs mit dem Ziel einer Typenbildung, sondern auch im Rahmen der diachronen Entwicklung einer bestimmten Spurenart. Diese zeitspezifischen Produkte gewannen somit ihre Bedeutung in Relation zu dem Vorhergehenden und dem Nachfolgenden.“ Die Französische Revolution führte zu einem Paradigmenwechsel (373): „1790 verwendete der Gelehrte und Naturforscher Aubin-Louis Millin de Grandmaison (1759–1818) zum ersten Mal die Formulierung ‚monuments historiques‘, um ausschließlich nichtliterarische, dreidimensionale Werke aus der Vergangenheit zu bezeichnen.“ Mit seinen *Antiquités nationales* (23 Hefte 1790–1799) dokumentierte er auch längst geschleifte Monumente, (375) „[a]ngesichts des Verlusts enteigneter Denkmale und der bloßen Angst davor“. Die museale Aufbereitung (in Büchern und Gebäuden) war der Grundstein der Nationalgeschichte; den keltischen Monumenten kam dabei eine nicht unwesentliche Rolle zu.

Die Begeisterung für die frühe französische Geschichte mündete schließlich in der Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft (419): „Die *Académie celtique* (1804–1812) stellte die erste Wissensinstitution dar, deren Anliegen es war, die Gesamtheit der Überreste keltischer, gallischer und fränkischer Vergangenheit auf nationaler und zum Teil sogar auf internationaler Ebene zu sammeln und auszuwerten.“ In diesem universalistischen Anspruch lag aber auch ein unüberwindliches Problem (437): „All die gesammelten Spuren wurden als gleichwertige und frei kombinierbare Quellen verstanden, die von einer gleichförmigen, chronologisch unbestimmten Vergangenheit zeugten, die dadurch *entzeitlicht* wurde.“ Von bleibendem Wert waren hingegen die Nachwirkungen der Französischen Revolution (440): „Auf der historiografischen Ebene schuf die Revolution ein Nationalnarrativ, das die drei Stände – bzw. die drei ‚Rassen‘: die gallische, die römische und die fränkische – unter dem alleinigen Dach der Nation zu vereinen versuchte.“

Im „Epilog“ betont Lisa R e g a z z o n i noch einmal ihren neuen Ansatz (445): „Die vorliegende Studie kehrt die Deutung Van Genneps vollständig um, indem sie die *Académie celtique* nicht als Auftakt zur französischen Volkskunde betrachtet, sondern vielmehr als den Höhepunkt der Erweiterung des Begriffs *monument gaulois* im Sinne eines historischen Re-

likts, das die Erinnerung an etwas Vergangenes in sich trägt und in die Gegenwart transportiert: Die lebendigen Denkmale, Bauern und Landbewohner, galten den Mitgliedern der *Académie celtique* als ungewollte Denkmale der Vergangenheit und wurden daher als Quellen der historischen Forschung herangezogen. [...] Von den unbewussten Trägern historischer Erinnerungen erhofften sie sich Aufschluss über die stummen, fernen Zeiten.“ Die an Keltologie interessierten Antiquare des 18. und 19. Jh. begründeten aber keineswegs die Keltologie (447): „Es handelt sich noch nicht um Archäologie, nicht um Kunstgeschichte, nicht um Volkskunde und nicht um Linguistik, sondern um ein Wissensfeld, dem all dies untergeordnet war: die Geschichte.“

Ganz am Ende zeigt *Regazzoni*, welche Vorreiterrolle den im Zentrum ihrer Monographie stehenden Forschern zukommt, wie modern sie – vielleicht ohne dies selbst zu wissen – waren (450): „Der wachsende Erfolg der verschiedenen *cultural turns* innerhalb der Geschichtswissenschaft, von der visuellen zur materiellen Wende, von der akustischen zur genetischen, zeugt von eben dieser Unzufriedenheit angesichts einer von Schriftquellen fixierten Geschichtsforschung, die mit dieser Fokussierung ganze Vergangenheiten ausblendet. So gesehen ist die Suche nach neuen Spuren, die sich aus der historischen Frage ergeben, bzw. die Tendenz, Zeichen und Artefakten, die bis in die Gegenwart überlebt haben, historische Bedeutung beizumessen, nicht einfach das Ergebnis der interdisziplinären Bemühungen der letzten Jahrzehnte. Die Suche nach Spuren früherer Zeiten, die in der vorliegenden Arbeit am Beispiel der Erforschung der fernen einheimischen Vergangenheit Frankreichs veranschaulicht worden ist, scheint konstitutiv zu sein für die frühneuzeitliche Arbeit mit der Geschichte.“

Ein „Abkürzungsverzeichnis“, ein „Quellen- und Literaturverzeichnis“, ein „Abbildungsnachweis“ zum umfangreichen (zwischen den Kapiteln 2 und 3 eingefügten) Tafelteil (205–247) und ein „Personenregister“ sind unerlässliche Hilfsmittel zur Durchdringung einer anregenden Spezialstudie (mit zu einem nicht unwesentlichen Teil heute vergessenen Proponenten).

Sonja Schreiner

Uwe Walter (unter Mitwirkung von Mailin Herjürgen – Richard Knaak), *Hellas und das große Ganze. Die alten Griechen in „Weltgeschichten“ zwischen Geschichtswissenschaft, Buchverlagen und historischer Bildung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2023. (Studien zur Alten Geschichte. 36.) 166 S. Ill. ISBN 978-3-949189-72-2

Im „Vorwort“ erläutert Uwe Walter das Hervorgehen des vorliegenden Buches aus dem Seminar „Grundprobleme der griechischen Geschichte“, das er im Sommersemester 2022 an der Universität Bielefeld gehalten hat. Richard Knaak und Mailin Herjürgen zeichnen für die (überarbeiteten) Kapitel 3 („Aufklärungsvorstöße und Frontbefestigungen. Moses I. Finley und Hermann Bengtson in der Fischer Weltgeschichte“) und 4 („Kompaktes Wissen für Bildungsaufsteiger in den 1970ern. Die Griechen in der Herder Weltgeschichte und der Holle Universalgeschichte“) verantwortlich. Ursprünglich handelte es sich um Modulprüfungsleistungen. Zwei Literaturübersichten – „Deutschsprachige Werke und Reihen (chronologisch angeordnet)“ und „Allgemeine und öfter zitierte Literatur“ –, „Abbildungsnachweise“ und ein Register sind dem Buch als wichtige Hilfsmittel beigegeben. Die Publikation

ist aufgrund der Zusammenarbeit eines Lehrenden und zweier Studierender etwas Besonderes.

In der konzisen „Einführung“ verortet Walter die von einer Gruppe von Autoren verfassten (9) „Weltgeschichten zwischen den Stühlen“ und gibt eine Übersicht über die Erscheinungen auf dem deutschen Buchmarkt seit dem späten 19. Jh. (mit einem Ausblick auf englischsprachige Parallelunternehmungen). An (19) „Alternativen“ zu mehr- oder vielbändigen Werken nennt er tabellarische, chronikalische Arbeiten wie den *Ploetz* und solche (22) „auf narrative Sinnbildung zielenden Ein- und Mehrbänder aus der Feder jeweils eines Alleinautors“, die in der Art von Leopold Rankes *Weltgeschichte* geschrieben sind und wofür das Zeitalter der Aufklärung zahlreiche Beispiele bereithält. Im 19. Jh. kommen (23) „Sammlungen von ein- oder mehrbändigen monographischen Darstellungen jeweils einer historischen Formation, Kultur oder Epoche in einer übergeordneten Reihe“ hinzu. Der Fülle des Materials steht als – so der markante Zwischentitel – (23) „Forschungsstand: weitgehend Fehlanzeige“ gegenüber (24): „Man kann also von einer (kleinen) Forschungslücke sprechen, die auch deshalb erstaunt, weil mindestens eine der in Rede stehenden Weltgeschichten in der privaten Bibliothek nicht weniger Historiker und Historikerinnen stehen dürfte.“ Von besonderem Interesse sind bei allen (25) „Beharrungskräfte[n] und Ungleichzeitigkeiten in der Geschichtswissenschaft“ Reflexe des Zeitgeistes und Reaktionen auf politische Veränderungen (z. B. nach dem Ersten Weltkrieg oder nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933).

Das Buch besticht gerade dadurch, dass (29) „die vorliegende Studie eine ‚Probebohrung‘ darstellt“ und sich deswegen auf eine überschaubare, dafür umso genauer untersuchte Menge an Veröffentlichungen konzentriert – und das durchaus kritisch: So wird Fritz Schachermeyers ideologisch tief im Nationalsozialismus verwurzelte Haltung, die sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch in seinen Publikationen niederschlug, wiederholt klar thematisiert. Generell aber werden die z. T. doch schon in die Jahre (und Jahrzehnte) gekommenen Weltgeschichten nicht (30) „in anachronistischer Weise und oberlehrerhaft mit dem sogenannten heutigen Forschungsstand“ abgeglichen. Wertungen sind durch Vorstellungen, die ausdrucksstark genug sind, ersetzt. Die durchgehende Anwendung einer umfänglichen Liste von (31) „Grundfragen und leitende[n] Kategorien der Bearbeitung“ (vom Autor über den Inhalt bis zur Rezeption) stellt eine ausgewogene Bearbeitung sicher.

Kapitel 1 („Immanenter Fortschritt und moderne Griechen der Antike. Julius Belochs Kurzfassung in der Ullstein Weltgeschichte“) und Kapitel 2 („Zeitgeist, Anpassung, Eigenständigkeit. Die Griechen in der Neuen Propyläen Weltgeschichte von 1940“) hat Uwe Walter eigens für das vorliegende Buch geschrieben. Die *Ullstein Weltgeschichte* erschien zwischen 1907 und 1910 und darf als innovativ bezeichnet werden: Walter liefert eine Fülle von Details (vom Preis und Gewicht eines Einzelbandes über den Umfang der einzelnen Beiträge zum Altertum und Informationen zu den Autoren bis zu seiner Konzeption). Bemerkenswert ist, dass die ausgewählten Autoren nicht an den damals führenden Universitäten beschäftigt waren (34–35): „Und alle drei hatten in ihren Arbeiten sehr entschiedene, außerhalb des *mainstream* liegende Positionen bezogen. Das galt für Beloch, dessen ‚Griechische Geschichte‘ mit ihrer rationalistischen Grundierung und deutlichen Reserve gegenüber ‚großen Männern‘ [...] mindestens unkonventionell war, ebenso für [Robert von] Pöhlmanns Arbeiten, in denen der den sogenannten Kathedersozialisten zuneigende Autor entschieden ‚moderne‘, in erster Linie nationalökonomische, staatswissenschaftliche, auch tagespolitische Perspektiven zugrundelegte. Der öffentlich weniger exponierte und heute selbst im engeren Fach vergessene [Karl Johannes] Neumann nutzte seinen Beitrag, um eigenwillige Hypothesen zu

den frühromischen Agrarverhältnissen vorzutragen.“ Die Hoffnung, von Beloch ein modernes und forschungsgelitetes Werk zu erhalten, erwies sich als berechtigt. Übernahmen aus seiner 1893 erschienenen *Griechischen Geschichte* änderten daran nichts, zumal verschiedene Rezipienten angesprochen waren (37): „Umgekehrt übernahm Beloch längere Stücke fast unverändert in die anschließende, ab 1912 publizierte Neubearbeitung der ‚Griechischen Geschichte‘; offenbar hat er für die Kurzfassung also Mühe aufgewendet und betrachtete das Ergebnis als gelungen.“ Der Wiederabdruck der Kapiteleinteilung (37–38) ermöglicht einen guten Einblick in die Schwerpunktsetzung; dazu kommen signifikante (und ausführliche) Zitate. Uwe Walter konstatiert einen (40) „professionelle[n] Anspruch“, wengleich Beloch die neuere religionswissenschaftliche Forschung nicht berücksichtigt. Fachbegriffe werden in den meisten Fällen gut übersetzt, Pathos sucht man vergeblich. Wichtig ist Beloch die Vermittlung des Ideals der Demokratie. Abbildungen gibt es erstaunlich viele (und gut gewählte, mit einem Beispiel 54). Ausführliche Rezensionen zur *Ullstein Weltgeschichte* liegen nicht vor, jedoch kurze positive Werturteile. Die Verkaufszahlen waren ebenso erfreulich wie eine schwedische und eine italienische Übersetzung (57): „Beloch ließ sich auf die Anforderung ein, für nicht fachlich ausgebildete Leser verständlich zu schreiben und verzichtete den Vorgaben gemäß auf den gelehrten Apparat. Das macht seinen Bericht jedoch nicht weniger ‚wissenschaftlich‘.“

Die *Neue Propyläen Weltgeschichte* wurde noch vor Kriegsbeginn konzipiert. Die ersten Bände erschienen 1940. Die Einleitung des Gesamtherausgebers Willy Andreas entspricht dem Ton der neuen Machthaber, und auch in Hans Erich Stiers *Geschichte Griechenlands und des Hellenismus* findet sich mit dem Geschichtsbild der Nazis in Einklang Stehendes. (Uwe Walter steuert 66–67 wieder eine Kapitelübersicht bei.) Einzelpersönlichkeiten dominieren – wenig überraschend – die Darstellung. Doch an nicht wenigen Stellen ist man gehalten, genauer hinzusehen; denn bei Stier gibt es Stellen, die sich auf seine eigene Gegenwart und die seiner Leser umlegen lassen (75): „Die Abschaffung der Ordnung der Minderwertigen, das Recht des Stärkeren, der Rückgriff auf die Alleinherrschaft – die Signale lassen sich als Reserve gegen die dominierende Zeittendenz lesen, auch wenn Stier dieser an anderen Stellen Konzessionen machte. Die Dinge stellen sich eben weder einfach noch eindeutig dar.“ Auch hinsichtlich Alexander zeigt sich Stier – im Unterschied zu anderen – auffällig zurückhaltend. Walter stellt fest (77): „Die Darstellung sollte offenbar ohne weitere Hilfsmittel verständlich sein. [...] Wissenschaftliche Kontroversen scheinen sporadisch auf, [...] insgesamt aber sieht sich der Leser gehalten, Stiers autoritativen Ausführungen zu folgen.“ Der Krieg stand einer weiten Verbreitung entgegen; die Rezensionen während des Krieges ließen Kritik an zu wenig Regimetreue laut werden (v. a. Franz Miltner in *Klio* 17 [1942]). Auch nach 1945 änderte sich das nicht, wohl aber die Einschätzung Stiers (84): „Nach 1945 ließ sich manches als Zeugnis stiller Resistenz werten. Insofern ist wohl der Eindruck aus dem Rückblick nicht falsch, Stier habe unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, aufs Ganze gesehen, alles richtig gemacht.“

Die *Fischer Weltgeschichte* (1965) steht im Zentrum des dritten Abschnitts, der auf Moses Israel Finley und Hermann Bengtson fokussiert, aber einleitend (86–87) eine Übersicht über alle 36 Bände bietet (86): „Die Auswahl der über achtzig Herausgeber und Beiträger atmet Internationalität [...]. Dabei wirkten – dies war ein Novum – nicht wenige Frauen mit [...]. Die ‚kanonischen‘ Themen der Historiographie blieben hingegen in der Hand von Männern.“ 94–96 bieten die schon gewohnte Übersicht über die Gesamtstruktur. Das Kapitel (aus studentischer ‚Feder‘) besticht durch die beiden biographischen Porträts (recht unterschiedli-

cher) Männer – auf persönlicher wie auf wissenschaftlicher Ebene – und durch ausführliche Zitate aus den Bänden, für die Finley und Bengtson verantwortlich zeichneten (105): „Für eine Überblicksdarstellung in einer Weltgeschichte bemerkenswert zahlreich werden Forschungsdiskussionen erwähnt, häufig kritisch, das heißt als Anregung, skeptisch zu sein [...]. Mehrfach kritisiert Finley vorschnelle Schlüsse, die auf der Basis einer unzureichenden Befundlage gezogen werden, und immer wieder sucht er für die Grenzen wissenschaftlicher Forschung, Methoden und Ergebnisse zu sensibilisieren.“ Auch Bengtson lässt häufig (114) „Forschungsstimmen und -leistungen“ einfließen, desgleichen eine große Anzahl von Quellen und viel Literatur: „Konzeptionell strittige Fragen gibt es nicht. Unsicherheiten ergeben sich fast immer aus einer unbefriedigenden Quellenlage, doch eine generelle Erkenntniskepsis schien Bengtson nicht angebracht [...]“. Fundierte Besprechungen gibt es nur wenige; der Absatz stellte den Verlag jedenfalls zufrieden (118): „Keine von Finleys oder Bengtsons Monographien erlangte quantitativ auch nur annähernd eine solche Verbreitung wie ihre Beiträge zur FWG.“

Das letzte (gleichfalls ursprünglich als Prüfungsarbeit konzipierte) Kapitel widmet sich dem Vergleich der *Herder Weltgeschichte* (Jochen Bleicken, 1971) und der *Holle Universalgeschichte* (Gerhard Wirth, 1976). Die jeweiligen Inhaltsübersichten sind 122–123, 125, 130 und 135–136 wiedergegeben. Informativ sind überdies die Vorgaben von Seiten des Herder Verlags (126) im Vergleich mit der detailliert geschilderten Umsetzung nach den nun schon bekannten Kategorien und die Beschreibung des Verlagsprofils von Holle (122), da man das Haus heute kaum noch kennt. Neuerlich ermöglichen viele Zitate ein eigenständiges Bild von den umfangreichen theoretischen Ausführungen, zumal hier ja nicht zwei Autoren, die für eine Unternehmung schrieben, vorgestellt werden, sondern für zwei Verlagshäuser arbeiteten (145–146): „Bei allen Unterschieden lassen sich durchaus Parallelen zwischen den Beiträgen von Bleicken und Wirth aufzeigen: Beide Autoren berichten größtenteils chronologisch, beide geben Einzelpersonlichkeiten als Anführern von Kollektiven innerhalb politik- und herrschaftsgeschichtlicher Dynamiken recht großes Gewicht [...], beide beziehen die Ost- und die Westgriechen ein. [...] Weitere Parallelen finden sich bei übergreifenden Leitkonzepten [...]. Nun waren und sind Werke wie die hier analysierten gewiss nicht der Ort für Experimente und neue Ideen; dass hier fast ausschließlich ‚Tradition‘ ausgebreitet wird, kann nicht überraschen. Die Gemeinsamkeiten ergaben sich also (auch) aus dem Textgenre und den (vermuteten) Erwartungen an die Leserschaft. Umso bedeutsamer sind die Unterschiede.“ Dazu gehört auch, dass Wirth zehn Monographien von Fritz Schachermeyr listet. (Bleicken hat gar keine Literaturangaben.) Von der *Herder Weltgeschichte* gab es schon 1972 einen Nachdruck, und Lizenzausgaben der *Holle Universalgeschichte* lassen – in Ermangelung von Rezensionen, aber bei angenehmer Preisgestaltung – auf zufriedenstellende Distribution schließen, vornehmlich (121) bei „Leserinnen und Lesern in der Mittelschicht, die sich konzentriert fundiertes Wissen ohne literarisch-ästhetische Schnörkel anzueignen bestrebt waren – oder das zumindest suggerieren wollten.“

„Schlussbetrachtung und Ausblick“ beginnt Uwe Walter mit einem Rückblick auf eine bedeutsame Leistung (147): „Als Karl Christ vor über fünfzig Jahren eine Disziplinengeschichte der deutschsprachigen Althistorie aufs Gleis setzte, bestand seine große Leistung darin, das Feld systematischer zu erkunden, als das zuvor geschehen war [...]. Parallel dazu kamen auch die institutionellen Rahmenbedingungen in den Blick: die Alte Geschichte an den einzelnen Universitäten, die großen außeruniversitären Forschungseinrichtungen sowie – Institutionengeschichte und Prosopographie verbindend – die Schul- und Frontbildungen im

Fach.“ Als Teil der (boomedenen) Disziplin der Wissenschaftsgeschichte sieht *Walter* Weltgeschichten als (148) „eine eigene, in mancherlei Hinsicht hybride Wissensform“. Eingängig ist das Unterkapitel (149) „Das verschobene Dreieck: Verfasser, Verlage, Leserschaft“, da sich die tatsächlichen Rezipient*innen schwer greifen lassen (und sich gemeinhin von der*m ideal konzipierten Leser*in unterscheiden), die finanzielle Belastung von Verlagen gerade durch solche Projekte nicht zu unterschätzen ist und die Auswertung von Verlagskorrespondenz mit den Beiträger*innen (in den vorliegenden Fällen zumeist Beiträgern) oft noch aussteht (151): „An den gedruckten Darstellungen ist immerhin abzulesen, dass sich die Autoren in einer relativ starken Position befanden und die erwähnten Gestaltungsspielräume hatten.“ Auf die Frage „Das Altertum – eine weltgeschichtsnaher Epoche?“ gibt *Walter* eine nur zögerliche Antwort, betont aber das v. a. nach dem Zweiten Weltkrieg gestiegene Interesse an Weltgeschichte(n), denen er über die Jahrzehnte hinweg aufgrund von (154) „Homogenität der gebotenen Narrative [...] hohen ‚Wiedererkennungswert‘“ zuschreibt. Doch in jüngster Vergangenheit haben sich Veränderungen ergeben (155–156): „Denn zumindest für die Antike kann der ‚humanistische Humus‘, der einst in der angezielten, sozial wie kulturell verhältnismäßig homogen gedachten (bürgerlichen) Leserschaft eine basale Vororientierung sowie ein gewisses Interesse sicherzustellen schien, kaum mehr vorausgesetzt werden. Der Blick richtet sich stattdessen auf neuartige, eher exemplarische Narrative, die dann nicht länger den Anspruch erheben können, eine Geschichte der Menschheit oder gar der Welt zu bieten – so sehr aktuell gängige Analyse- beziehungsweise Urteilkategorien wie Konnektivität oder historische Gerechtigkeit es eigentlich nahelegen, ‚das Ganze‘ in den Blick zu bekommen.“ Ökologie und das Anthropozän sind dafür wesentliche Parameter (156): „Erkennbar ist jedenfalls der Trend zum Großwerk aus einer einzigen Feder, das bessere Gewähr bietet, ein einmal formuliertes Konzept auch durchzuhalten, und das zugleich als verlegerisches ‚Ereignis‘ mit einem Gesicht präsentiert werden kann.“ Bei aller Weiterentwicklung steht am Ende die (157) „erstaunliche Konstanz, in diesem Fall: eines Publikationsformats, das in dem von Büchermachern bewirtschafteten Segment der Geschichtslandschaft des 20. Jahrhunderts nicht nur in Deutschland eine durchaus wichtige Rolle gespielt hat und deshalb größere Aufmerksamkeit verdient.“

Uwe *Walter*, Richard *Knaak* und Mailin *Herjürgen* haben den Grundstock dazu gelegt. Ihre Pionier*innenarbeit hat eine Fortsetzung verdient.

Sonja Schreiner

Clifford *Ando* – Marco *Formisano* (eds.), *The New Late Antiquity. A Gallery of Intellectual Portraits*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2021. (The Library of the Other Antiquity, ed. Marco *Formisano*. Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. N.F. 2, 162.) VII + 657 S. ISBN 978-3-8253-4721-5

Clifford *Ando* und Marco *Formisano* erläutern in ihrem „Preface“ die Anlage des ersten Bandes von „The Library of the Other Antiquity“, einer Subreihe zur etablierten „Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften“ (1): „The present volume arises from a convergence of interests regarding the writing of history as both discipline and literature, and the historiographies of late antiquity [*sic!*] across the long twentieth century.“ Eine program-

matische Outline zur neuen Serie von Büchern findet sich im Umfang einer knappen Seite auf dem Vorsatzblatt.

Das Besondere an dem Buch ist, dass kaum auf Schulen fokussiert wird, sondern auf Individuen und deren Leistungen – unter Wahrung strenger Objektivität (2): „At the same time, we were concerned to avoid partisanship. We therefore sought to match authors with objects of study who belonged to a different national, linguistic or intellectual tradition, or who operated at a significant academic remove. For one thing, this would militate against the exalting of personal affiliations or hostilities. Instead it would encourage a focus on the published work itself. At the same time, late antiquity – like classical studies – is an international and perform a polyglot endeavor, and the construction of this volume is intended to honor our own experience of those aspects of the field.“ Trotz des Umfangs von fast 660 Seiten ist den Herausgebern bewusst, dass sie ‚nur‘ eine Auswahl vorgelegt haben, und sie sehen ihren Band als Impuls für weitere Forschungen. Generelle Schlussfolgerungen und chronologische Entwicklungslinien sind, so die Herausgeber, nicht das erklärte Ziel, denn (3) „our work is too preliminary, and the coverage that we achieved too partial.“ Deswegen sind die Beiträge auch nicht chronologisch nach den jeweiligen Proponent*innen angeordnet, sondern alphabetisch nach den 33 Autor*innen, die für 32 biographische und werkorientierte Aufsätze verantwortlich zeichnen und die Diversität des sich entwickelnden Forschungsfelds idealtypisch aufzeigen (4): „A price commonly paid for these acts of distinction and rationalization necessary to the formation of a discipline – or consolidation of a field – is a temporary narrowing of one’s gaze: one must first be confident that we are seeing the same thing, before we can look around; we must be the same, before we can be diverse.“

Die einzelnen Beiträge sind so inhaltsreich und greifen auf so viele unterschiedliche Aspekte der Spätantike aus, dass sie sich nur schwer in aller Kürze zusammenfassen lassen. Deswegen sollen ein Überblick und Streiflichter genügen. Dieser Zugang möge zur eigenen Lektüre dessen motivieren, was deutlich mehr ist als eine lange Kette von biographischen Skizzen und Werkvorstellungen.

Den Band eröffnet Philippe Blaudéau mit „Henri Irénée Marrou (1904–1997): Antiquité tardive et Cité de Dieu“ (und damit einer ‚Galionsfigur‘ des Fachs), gefolgt von Jan Bremmers Beitrag „Harnack and Late Antiquity“, wobei Adolf (von) Harnack (1851–1930) zwei Generationen früher wirkte und nach detaillierten Ausführungen zu seinen umfangreichen Forschungsinteressen als (53) „not a major figure in the historical study of Late Antiquity“ bezeichnet wird: „His primary interests were the history of the church of the first centuries, that ‘paleontological’ layer of early Christianity.“ Danach präsentiert Luigi Capogrossi Colognesi „Eduardo Volterra“, der im selben Jahr geboren wurde wie Marrou. In diesem Artikel findet sich erstmals ein ausführliches Werkverzeichnis, dafür – abweichend von den ersten beiden Beiträgen – nur spärliche Fußnoten. Die Herausgeber haben schon einleitend darauf hingewiesen, dass die Beiträge bewusst unterschiedlicher Methodik folgen, um die Verschiedenheit der Zugänge noch zusätzlich zu betonen. Bei der Fülle, Dichte und Varianz des gebotenen Materials hätte man sich als interessierte Leser*in ein Gesamtliteraturverzeichnis und einen Index am Ende des Bandes gewünscht.

Jean-Michel Carrié ist der erste, der bei der Darstellung des Werks von „Lellia Cracco Ruggini“ einleitend auf eine ausführliche Biographie verzichtet und stattdessen mit einem sehr persönlichen Statement beginnt (77): „Les raisons ne manquent pas de me sentir mal à l’aise en participant à ce volume. Le moindre paradoxe n’est pas que j’aie accepté de parler ici d’une personnalité vivante (fort heureusement), ce qui était contraire à mon souhait personnel

concernant le choix des auteurs de mes réticences. Que mon amitié pour Lellia Cracco Ruggini, redoublée de celle pour Giorgio Cracco, risque de limiter mon objectivité n'est pas mon principal souci. Plus grave m'apparaît, par contre, le fait que ce qu'on attend de moi a été déjà largement fait par d'autres.“

Giovanni Cecconi geht mit „Edward E. Thompson“ (*1914) wieder mehrere Generationen zurück und konzentriert sich auf dessen historiographisch motiviertes Wirken in Irland und England. Lellia Cracco Ruggini (der gerade selbst ein Artikel zugeordnet war) und Rita Lizzi Testa würdigen in „Alan Cameron“ (1938–2017) eine vielseitig orientierte Forscherpersönlichkeit (149): „Le sue opere, nutrite tutte di singolari sfide intellettuali, ne fanno un autore particolarmente complesso, che ha segnato di piccole e grandi rivoluzioni interpretative il mondo culturale e sociale della tarda antichità.“ Geringfügig jünger (1920–2008) war der Mann im Zentrum von Mark Edwards' Beitrag „Henry Chadwick“, der mit einer Anekdote beginnt (151): „There is a story, always apocryphal, which is told of more than one Oxford academic. X, it is said, was the tyrant of High Table, always the most voluble and knowledgeable speaker on any topic that arose. At last his colleagues, tiring of this monopoly, hatched a plan for his discomfiture. They agreed on a recondite subject, which each of them was to do his best to master so that on an appointed evening they could talk about it throughout the whole of the dinner, each throwing a morsel of erudition. Everything worked as might have been expected of such a company, and not a word escaped X from one end of the meal to the other. Afterwards one conspirator remarked to him with quiet gratification. 'X, you were very quiet this evening.' 'Oh', he replied, 'I think I've said all I have to say on this subject in my book.' This story has been told of Henry Chadwick, and if it were true of anyone it would surely be true of him.“ Dazu fügt sich auch die Zwischenüberschrift (153) „A lifelong service to scholarship“.

Jaś Elsner widmet sich „Alois Riegl: Art History and the Beginning of Late Antique Studies as a Discipline“ und schildert Wien um die Jahrhundertwende, während Andrea Giardina in „‘Tutto il vigore è negli occhi.’ Peter Brown e la nascita della New Late Antiquity“ (183) „uno dei grandi storici dei nostri tempi“ würdigt und insbesondere auf die Verbindung von (219) „Late-Antiquism e antropologia sociale“ hinweist.

Hervé Inglebert widmet sich „Noël Duval et l'archéologie de l'Antiquité tardive“ und reiht ihn in die Riege der großen Nachkriegsphilologen ein (237): „Né en 1929, Noël Duval est le dernier représentant de la génération des André Chastagnol (1920–1996), Jacques Fontaine (1922–2015), Jean-Pierre Callu (1929–2014) et Claude Lepelley (1934–2015).“ Relektüre von Texten und die Abkehr von der Sicht auf die Spätantike als angeblich dekadente Epoche erfolgt auf der Basis eines weitgehend konsolidierten Textcorpus, (255–256) „qui était déjà connu dans ses grands lignes – même s'il a pu s'accroître ponctuellement, avec par exemple les lettres Divjak et les sermons Dolbeau qui sont venus compléter l'œuvre d'Augustin depuis une génération“.

Michael Kulikowski beginnt seine Vorstellung von „Andreas Alföldi and Late Antiquity“ bei dessen *ex libris* und charakterisiert ihn als (265) „the scholar most responsible for setting up the entire narrative of 'pagan resistance' to the Christianizing emperors of the fourth century.“ Noel Lenski wiederum bezeichnet in „Santo Mazzarino: Revolutions in Society and Economy in Late Antiquity“ den 1916 Geborenen als Legende, belegt seine analytischen Qualitäten mit zahlreichen Zitaten aus seinem Werk und schildert seinen Einfluss auf die frankophone Gelehrtenwelt (273): „Within the Italian academy, it is no exaggeration

to say that Santo Mazzarino is a legend. Precocious, prodigious, prolific, he captured center stage as the premier ancient historian of the mid twentieth century in Italy.“

Hartmut Leppin führt uns in „Ern(e)st Stein: Christentum, Nationalitätenkonflikt und Reichszerfall“ nach Galizien, wo sein Hauptakteur 1891 geboren wurde. Bemerkenswert ist Leppin's Feststellung (301): „Er hinterließ ein erstaunlich geschlossenes Werk, das zu seinem durch äußere und innere Faktoren zerrissenem Leben einen seltsamen Kontrast bildet.“ Er kommt zu dem Schluss, dass sich das eigene Erleben von der Werterhaltung, die sich im Werk spiegelt, nur schwer trennen lässt (315): „Das Zerbrechen einer Ordnung durch die Unfähigkeit der Eliten und den wachsenden Nationalismus, trotz eines insgesamt wohlmeinenden Wirkens der Kaiser, erinnert nachgerade an das, was der ostgalizische Schriftsteller Joseph Roth zur selben Zeit im Roman *Radetzky* schildert. Bei Stein erscheinen derartige Phänomene im Prisma der Spätantike, und das belebt seine Interpretation: Das ist indes nicht im Sinne einer schlichten Übertragung von Interpretamenten der einen Epoche auf die andere zu verstehen, bedeutet aber eine Perspektivierung von Ergebnissen, die auf einem Weg erzielt werden, der einer disziplinären Logik folgt und der sich leicht wissenschaftlich nachvollziehen lässt. Darum ist der nüchterne Gestus mehr als eine Attitüde, und darum besitzt Steins Werk praktischen Nutzen bis zur Gegenwart, jenseits aller Zeitgebundenheit.“

Christina Maranci konzentriert sich in „Josef Strzygowski (1862–1941)“ auf die Kunstgeschichte in Wien (317): „Strzygowski holds an ambiguous position within the historiography of art. Scholars attack his ahistorical argumentation and racist ideology, which was, at the end of his life, conspicuously allied to National Socialism. Yet Strzygowski brought attention to neglected non-classical traditions of late antiquity, and some suggest that his work anticipates recent projects of global art history.“

Arnaldo Marcone widmet sich in „Mommsen e la Tarda Antichità“ einer Ikone der Disziplin, die die Spätantike als (343) „Übergangsepoche“ angesehen und sich als Editor hervorgetan hat. Richard Payne macht in „Nina Pigulevskaya: Late Antiquity in Leningrad“ einen großen Sprung in die frühere Sowjetunion (353–354): „Nina Pigulevskaya produced a body of work that prefigured a number of the developments characteristic of the late twentieth- and early twenty first-century field of late antiquity. Her books traverse the languages, regions, and polities of the Eastern Mediterranean and Near East, with an almost exuberant disrespect of the privileged position the Roman – or early Byzantine – Empire had traditionally enjoyed in Russian historiography.“ Ihre Widerständigkeit zeigt sich auch darin, dass sie von 1928 bis 1931 in einem Gulag interniert war. Marx-Zitate dienen der überzeugten Christin als ‚Beweis‘ für Regimetreue (364): „Written in a language and within a historiographical and philosophical framework foreign to most ancient historians, the neglect her scholarship has received is understandable. It deserves reappraisal and reincorporation into the historiography of late antiquity.“

Aus dem reichen Œuvre von Jacques Fontaine greift Aaron Peltari in „Unity and diversity in Jacques Fontaine's late antiquity“ Isidor von Sevilla und die Ausführungen zu *universitas* und *diversitas* heraus. Die Lektüre alter Literatur ist für Fontaine Konversation über Epochengrenzen und Zeitläufe hinweg (386): „As he refined our understanding of creative artists active from one end to the other of the long late antiquity, Fontaine contributed to a more sympathetic and responsive reading of their work, under the guise of late antiquity and also in respect to the emerging culture of the Middle Ages.“

James I. Porter bezeichnet in „Disfigurations: Erich Auerbach's Theory of *Figura*“ seinen Protagonisten als (387) „critic of many legacies“ und dessen *Figura*-Studie als „a

model of German philology from the time.“ Der Großteil von Porters Beitrag ist eine Analyse dieses Essays. Danny Praet zeichnet in „Franz Cumont: Late Antiquity and the dialectics of progress on Franz Cumont“ dessen bleibenden Einfluss auf die Aufwertung der Spätantike ebenso nach wie die für ihn selbstverständliche Verknüpfung von Religion, Philosophie und Wissenschaft (429): „Cumont published on virtually every branch of the *Altertumswissenschaft*, but he also wanted to go beyond the confines of his training as a classical philologist. [...] He collaborated with many scholars and was what we would now call a master networker [...]“. In einer Appendix zu (446) „Maarten J. Vermaseren and the EPRO-project“ zeigt Praet Cumonts Hilfsbereitschaft gegenüber einem engagierten jungen Forscher, vielleicht eine der größten Qualitäten, die ein etablierter Gelehrter haben kann (449): „Without the work of Cumont and Vermaseren the study of Late Antiquity would not have been what it is now, but the study of Late Antiquity now is no longer what it was then.“

Stefan Rebenich analysiert in „Otto Seeck und die *Geschichte des Untergangs der antiken Welt*“ ein Buch, das (452) „zu den bekanntesten Darstellungen der deutschsprachigen Historiographie“ gehört. Er kommt zu dem Schluss (455): „Seeck wollte mehr bieten als eine Nacherzählung dessen, was sich ereignet hat. Er suchte eine neue Erklärung für den Fall Roms.“ Für ihn war er nicht unausweichlich, (463) „sondern durch die allmähliche ‚Ausrottung‘ der besten und tüchtigsten Menschen herbeigeführt“. Die Rezeption von Seecks Schriften beherrscht den letzten Teil des Artikels (mit einem besonderen Fokus auf den Unterschieden zu Oswald Spenglers *Der Untergang des Abendlandes*).

Michael Roberts wendet sich „Reinhart Herzog and Late Latin Poetry“ zu und vermutet, dass er sich für Biblepik interessierte, weil (475) „the very absence of substantial scholarship was an attraction.“ Damit ist ihm Zeitloses gelungen (483): „His work retains much of its immediacy and capacity to provoke thought even four decades or so after much of it was written.“ Siri Sande widmet sich dem 1903 geborenen „Hans Peter L’Orange“, dessen Einfluss außerhalb seines Heimatlandes Norwegen größer war als zuhause (499): „He influenced more persons through his writing and his participation at international conferences than he did by is teaching at the University of Oslo.“ Das ist auch der Grund, warum seine (nicht immer wenig kontroversiellen) Schriften heute noch lesenswert sind (502–503): „So why (apart from historiographical reasons) should one read 20-century authors whose views are outdated? One reason is that they generally wrote very well, and are a joy to read. Secondly, their opinions, even if they are no longer valid, are based on a foundation of solid erudition. These scholars had a wide knowledge, and many of them present an incredible number of facts which are difficult to find elsewhere. Indeed, reading these authors is like entering one of those vast, cavernous attics where our grandparents used to store almost everything. There one can find nuggets mined from obscure Ancient and Medieval authors, and pick out beautiful *spolia* which can get a new life in a recontextualized state. Not all authors of the past are worth reading, but the best of them have still much to offer.“

Aldo Schiavone schreibt in „Il Tardoantico di Arnaldo Momigliano“ von dessen (505) „eccezionale poliedricità“ und dass sich deswegen nur schwer „temi privilegiati – le linee guida della ricerca“ isolieren lassen. Er würdigt ihn als (514) „un empirista nato: un genio del mestiere nutrito di una memoria prodigiosa, e da un incredibile talento per il particolare, le connessioni sfuggenti, lo scavo nel documento alla ricerca della notizia perduta o non vista.“ Im Unterschied zu Momigliano mag die zentrale Figur des Beitrags von Sebastian Schmid-Hofner – „Ernst Hartwig Kantorowicz (1895–1963)“ – als (517) „an unlikely figure in the context of this volume“ erscheinen, da er sich mit zahlreichen historischen Epo-

chen beschäftigt hat. Zentral ist das Kapitel (521) „Late antiquity in Kantorowicz’s Historical Thought“. Ab den 1940er Jahren wird die Spätantike zur (531) „key area“, wengleich Kantorowicz’s Interessen weit darüber hinausgehen (534): „All in all, it thus appears that Kantorowicz suffers from the fate of a scholar who was at home in many disciplines yet never properly belonged to any one of them: it seems plausible that his thought influenced many and that he silently contributed to the emergence of important strands that informed scholarship on the period since the later 20th century. But he is not cited as an authority in any discipline. His impact thus remains hidden – an idea that might have appealed to Kantorowicz.“

Sigrid Schottenius Cullhed konstatiert in „The Consolation of Late Antiquity: Pierre Courcelle (1912–1980)“ (535): „For Pierre Courcelle, Late Antiquity was a foyer of ancient history. [...] He moved with ease between the different epochs, but usually did so in order to grasp cultural tensions in the transitional period in between.“ Nach einer detaillierten Vorstellung seines Werks (und nicht wenigen Verbindungslinien zu anderen Gelehrten) kommt die Verfasserin ringkompositorisch zu dem Schluss (549): „The Late Antique world may have been a foyer for Courcelle, but it was the room in which he felt most at home. Originally fuelled by curiosity for the uncanonical and the unknown, his interest in the period grew as he found in it a peculiar consolatory power when he needed it most. He used his catastrophic experiences of World War II to understand the end of Greco-Roman culture, but also vice-versa: he turned to Ambrose, Boethius and Augustine as mirror images. In a world of rack and ruin, they had turned inwards and found peace.“

Gareth Sears würdigt in „Transforming Late Antique Africa: Claude Lepelley“ als (551) „fundamental in shaping the field of study of the late Roman period in Africa“ und konstatiert, dass „his recent death was a great loss not only to the study of Roman North Africa but also that of late antiquity in its widest possible sense.“ Mit vielen Einzelheiten entwickelt Sears Lepelleys feinfühliges Sicht auf Afrika und hält zum Stadt-Land-Gefälle fest (561): „In reality there is plenty of evidence from decades before the date of the ‘Divjak’ letters that there were considerable problems in the countryside“. Claude Lepelleys Wichtigkeit (565) „to Romano-African studies cannot be underestimated. His mastery of the ancient sources was unmatched in African studies and allowed him to question the prevailing models of urban life and city institutions for the late Roman period. [...] No assessment of Africa in late antiquity can (or would want to) ignore Lepelley’s work and his conclusions remain as vital as ever. Discoveries of evidence and new interpretations of that material nuance the picture of Lepelley’s thriving towns and dynamic societies in the region; they do not replace them.“

Cristiana Sogno analysiert „François Paschoud and Late Antique Historiography“ und setzt zu einer Würdigung des zweiten lebenden Gelehrten in diesem Sammelband an (567): „Living scholars are not quite as deadly as Roman emperors and, presumably, do not expect panegyrics. Writing about a living scholar, however, poses challenges that are not entirely dissimilar. The case of François Paschoud is emblematic. A learned and prolific scholar, Paschoud is still actively and passionately engaged in the field and has never shied away from controversy.“ Ignazio Tantillo geht mit „André Chastagnol (1920–1996)“ fast 100 Jahre zurück in die Vergangenheit. Mit ihm assoziiert Tantillo (579) „il rigore dell’analisi, la chiarezza nell’esposizione e nell’argomentazione, la solidità dei risultati.“ Von besonderem Interesse ist die Schilderung der Ursprünge der Bonner *Historia Augusta* Colloquien. Bleibend ist Tantillos Befund (591): „Chastagnol ha indubbiamente contribuito a dare legittimità al ‘New Late Antiquity’, e non solo nel suo paese d’origine.“

Maria T a r o u t i n a wendet in „From First Rome to Third Rome: Nikodim Kondakov and Late Antique Studies“ ihren Blick auf das zaristische Russland im 19. Jh. und das Verdienst von Nikodim Kondakov (1844–1925) um Archäologie und Byzantinistik. Internationales Interesse an seinen Forschungen ist seit geraumer Zeit zu verzeichnen (608): „In addition, numerous compilations of his memoirs, correspondence and contemporary tributes have also recently appeared in the Russian press. Having said that, growing historiographical interest in Kondakov’s theories and interpretations – especially in relation to his Western European contemporaries – has also begun to increasingly attract the attention of international scholars, leading to a gradual re-instatement [*sic!*] of Kondakov’s intellectual legacy in the broader academic community, to which the present volume is a clear testament.“

Chiara O. T o m m a s i würdigt „Averil Cameron“, ihre Verdienste um die spätantiken Bände der *Cambridge Ancient History* und ihre Neueinschätzung Corripps (617): „Cameron was one of the first to consider Corippus not as a simple armchair poet or a dull imitator of Vergil and Lucan“. Giusto T r a i n a stellt „Ronald Syme“ ins Zentrum seines Beitrags, sein gelehrtes Netzwerk und seine Bedeutung für die *Historia Augusta*-Forschung (635): „Sir Ronald è noti soprattutto come grande storico della Repubblica e del Principato; ma se le sue posizioni sull’ *HA* non riscuotono più la fortuna (positiva o negativa) di un tempo, il suo ruolo in questi studi resta fondamentale.“ Hier findet sich die zweite und zugleich letzte Stelle im Sammelband, an der eine umfängliche Bibliographie beigegeben ist.

Den Abschluss bildet John W e i s w e i l e r mit „Paideia in the Andes: Sabine MacCormack on the History of Imperial Culture in Late Antiquity“. Sabine MacCormack (1941–2012) gehörte zu den (644) „most distinguished historians working in the United States.“ Nach Biographie und Karriere widmet sich W e i s w e i l e r ihren Interessen (651) „from the High Empire to seventeenth-century Peru, from ceremonial to social change, and across the fields of political, religious and intellectual history.“ Das verbindende Element ist (652) „a lifelong belief in the transformative power of classical texts“, was sich auch in Zitaten aus antiken Texten als Motti in all ihren Büchern niederschlägt. Ihren breiten Ansatz sieht W e i s w e i l e r als zukunftssträchtig – programmatischer könnte ein Band wie dieser kaum enden (657): „The future of Late Antiquity certainly lies not in narrowing its remit to traditional chronological and geographical frames, but to further broaden it. While MacCormack looked at the complex interaction of Roman and native imperial traditions in the Andes, more recent work is exploring interconnections between Rome, Iran and empires of the steppe. In this sense, MacCormack offers a blueprint of how some of the most innovative approaches in Late-Antique studies (a social history attuned to the dynamics of cultural change) and in Roman studies (a theoretically sophisticated history of empire) might usefully be integrated.“

Sonja Schreiner

Stephen Harrison – Christopher Pelling (eds.), *Classical Scholarship and Its History. From the Renaissance to the Present. Essays in Honour of Christopher Stray*, Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2021. (Trends in Classics – Scholarship in the Making. 1, ed. by Franco Montanari – Antonios Rengakos.) IX + 428 S. Ill. ISBN 978-3-11-071817-1. e-ISBN (PDF) 978-3-11-071921-5. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-071932-1. ISSN 2701-1100

Der vorliegende Band, gleichzeitig der erste der neu begründeten Reihe *Trends in Classics – Scholarship in the Making*, ist aus einer Tagung im Oktober 2018 im Corpus Christi College, Oxford, anlässlich des 75. Geburtstags von Christopher Stray hervorgegangen, wie dem „Preface“ der Herausgeber zu entnehmen ist. Das Buch würdigt das wissenschaftsgeschichtliche Werk des Jubilars und trägt dem wachsenden Einfluss der *history of scholarship* Rechnung. 16 Illustrationen und 8 Tafeln sind über den Band verteilt und in entsprechenden Listen („List of Figures“ und „List of Tables“) übersichtlich zusammengestellt. Die „Introduction“ stellt nicht nur das Buch vor, sondern (1) „celebrates the career and scholarly achievements of Christopher Stray“, hat er doch (mit einem Schwerpunkt auf Großbritannien) der Wissenschaftsgeschichte durch die Kombination von Biographieforschung, soziologischer Einbettung, Buchgeschichte und „intellectual contextualisation of classical scholarship as a form of classical reception“ eine gleichsam ganzheitliche Neuausrichtung gegeben. Die fünfzehn Beiträge, deren letzten der Jubilar selbst verfasst hat, sind auf sechs große Einheiten aufgeteilt und jeweils mit einer informativen „Bibliography“ versehen. Eine „Complete List of Publications of Christopher Stray“, eine „List of Contributors“ und ein „Index“ runden den innovativen Band in hilfreicher Weise ab.

„Part I: Orientation and Origins“ enthält einen einzigen Beitrag. Lorna Hardwick blickt in „Tracking Classical Scholarship: Myth, Evidence and Epistemology“ auf die Entwicklung (und wechselnde Ausrichtung und Schwerpunktsetzung) der Wissenschaftsgeschichte zurück und legt damit die historischen (und theoretischen) Grundlagen zum Verständnis des restlichen Bandes (und darüber hinaus). Mit einer Fülle von programmatischen Auszügen aus der Forschungsliteratur unterstreicht sie die Dynamik des Forschungsfeldes und den Diskurs in der Kolleg*innenschaft. Zentral ist die Feststellung, dass Klarheit (insbesondere in der Vermittlung der Erkenntnisse an die interessierte Öffentlichkeit) nicht mit unzulässiger Vereinfachung gleichzusetzen ist.

„Part II: Early Modern“ besteht aus drei Beiträgen, einem stärker allgemein ausgerichteten von Edith Hall („Classics Invented: Books, Schools, Universities and Society 1679–1742“) und zwei Fallstudien: zum einen von Robert A. Kaster („The Vulgate Text of Seneca’s *De beneficiis*, 1475–1650“), zum anderen von Michael Clarke („From Dares Phrygius to Thomas Jefferson, via Joseph of Exeter: A Study in Classical Reception“). Hall arbeitet sich am Begriff der ‚Classics‘ ab (und erläutert dessen Bedeutungswandel vom kriegerischen Trompetenschall zu dem, was wir gemeinhin heute darunter verstehen, die zunehmende inflationäre Nutzung eingeschlossen). Dabei gibt sie eine instruktive Übersicht über die Buchgeschichte des späten 17. und frühen 18. Jh. (mit Textauszügen), über Aufstiegschancen durch (klassische) Bildung und über den Status klassischer Literatur in Journalen (vorzugsweise dem *Spectator*), Romanen und im Theater. Kaster beleuchtet die Editions-geschichte von *De beneficiis* seit der *editio princeps* von 1475, die lebhafteste Textkritik bis zur

Neuedition von Gronovius 1649 und deren Langlebigkeit. Der Beitrag besticht durch exakte Vorstellung der Editionen, vor allem aber durch minutiöse Darstellung der Konjekturekritik. Clarke widmet sich der wechselnden Bekannt- und Beliebtheit (81) „of the countless once-famous texts that are waiting to be brought back out of the shadows“ und beginnt bei Thomas Jeffersons hoher Einschätzung von Latein und Griechisch. Homer und Dares Phrygius, zwei Autoren von sehr unterschiedlichem Bekanntheitsgrad, nennt er hier in einem Atemzug. Davon ausgehend, spürt er der Wirkungsgeschichte von Dares nach und kann nachweisen, dass Jefferson in Wahrheit Joseph von Exeter (Iosephus Iscanus, *Ylias*; spätes 12. Jh.) gelesen haben dürfte, (92) „masquerading as Dares“, der auch eine wichtige Inspirationsquelle für Peter Paul Rubens' *Der Tod des Achill* war.

„Part III: Victorian Cambridge and Oxford“ fokussiert auf die viktorianische Epoche und die beiden traditionsreichen Universitäten Cambridge und Oxford. David Butterfield bespricht „The Shillette Phenomenon“. Hinter dem gewollt kryptischen Titel verbirgt sich eine biographische Studie über Reverend Richard Shillette (1809–1876), einen anerkannten Spezialisten für klassische Literatur und Textkritik, der seinen Lebensunterhalt als Tutor mit enormem Stundenausmaß in Cambridge bestritt. Zahlreiche aussagekräftige Zeitzeugnisse zeichnen ein lebhaftes Bild eines facettenreichen Gelehrtenlebens außerhalb der gut bestallten Professorenkurie. Am Ende seines Beitrags löst Butterfield auf, was unter dem ‚Shillette Phenomenon‘ zu verstehen ist, nämlich (128) „an unusual combination of features: linguistic brilliance, personal charm, prodigious memory, epigrammatic flair, and committed bibulosity.“ James Clackson widmet sich in „Dangerous Lunatics: Comparative Philology in Cambridge and Beyond“ zunächst dem in Oxford sozialisierten Linguisten Henry Sweet, der das Vorbild für Henry Higgins in George Bernard Shaws *Pygmalion* war. Auf eine Professur für Vergleichende Sprachwissenschaft wurde er nie berufen. In weiterer Folge stellt Clackson die Geschichte des Lehrstuhls in Cambridge dar, gefolgt von den wichtigsten Proponenten, der veränderten Prüfungsordnung und der bleibenden Wirkung für das gesamte Vereinigte Königreich. Stephen Harrison stellt „John Conington as Corpus Professor of Latin at Oxford“ mit vielen Details vor. Er ist ein beredtes Beispiel für einen Gelehrten mit kurzer akademischer Karriere, aber bleibender Wirkung auf einem weiten Feld (von der Ausgabe über die Übersetzung bis zur Sekundärliteratur).

„Part IV: History of the Book/Commentary“ stellt eine renommierte Reihe und Einzelausgaben für den universitären und den schulischen Gebrauch vor. Zunächst lässt Roy Gibson „Fifty Years Of Green and Yellow: The Cambridge Greek and Latin Classics Series 1970–2020“ Revue passieren. (Der Beitrag ist in Erinnerung an E.J. Kenney [1924–2019] geschrieben.) Christopher Pelling stellt „Gomme's *Thucydides* and the Idea of the Historical Commentary“ vor. Christina Shuttleworth Kraus konzentriert sich in „‘Pointing the moral’ or ‘Adorning the Tale?’ Illustrations and Commentary on Caesar's *Bellum Gallicum* in 19th and Early 20th-century American Textbooks“ auf die Kombination von Bild und Text. Gibson bietet einen detailreichen Einblick in zahlreiche Aspekte der CGLC (von der Ausrichtung über die Herausgeber und Verfasser*innen bis zum Zielpublikum und der Verlagskorrespondenz und Vertragstexten). Darin kommen zentrale Themen wie (199) „[c]anons and conservatism“ oder (203) „gender, institution, national affiliation“ und (205) „sales and design“ zur Sprache. Zwei ausführliche Appendices (über alle Ausgaben und zur Text-Kommentar-Relation zuzüglich Archivalien) erleichtern die Gesamtschau. Pelling erzählt die Entstehung des Thukydideskommentars von Arnold Wycombe Gomme (1886–1959) minutiös nach und kommt zu dem Ergebnis (228): „It is interesting to see how Gomme in fact

created a new norm, and in their various series and with various target audiences later commentaries on historical texts are often pretty close to his scale, even the green-and yellows (often 3 or 4 pages of commentary to one OCT page, sometimes more), or bigger, especially the Cambridge oranges (anything up to 18 pages per OCT page).“ Reprints ausgewählter Seiten (vom Inhaltsverzeichnis über die Einleitung bis zu Kommentarseiten) zeigen Gommes ganzheitlichen Ansatz, in dem Geschichte, Geschichtsschreibung, Literatur und deren genaues Studium nicht voneinander zu trennen sind (243): „History and literature: whichever is the horse and whichever the carriage, you can't have one without the other, even if some people are more interested in horses and some in carriages.“ Shuttleworth Kraus stellt (mit einem Schwergewicht auf Caesar) ausgewählte Ausgaben und Kommentare aus dem 19. und dem frühen 20. Jh. vor, die in den US-amerikanischen Verlagen Allyn & Bacon, Appleton und Harper & Brothers erschienen sind. Sich verändernde pädagogische Ansätze lassen sich daran ebenso ablesen wie neue archäologische Erkenntnisse und Moden des Buchdesigns.

„Part V: International Connections“ konzentriert sich auf wissenschaftliche Vernetzung und Netzwerkbildung. Ward Briggs thematisiert „The Founding of the American Philological Association“ und zeichnet die wichtigen Einflüsse europäischer philologischer Gesellschaften nach. Von besonderem Interesse sind die sieben Bereiche, die für die neue Gesellschaft besondere Bedeutung hatten (aufgelistet 280). Das Referat zahlreicher Originaldokumente gibt lehrreiche Einblicke in die Frühzeit der APA, die Aufmerksamkeit auf indigene amerikanische Sprachen, die Disziplinenvielfalt unter den Mitgliedern und Referenten und die *Proceedings* eingeschlossen. Judith P. Hallett schreibt über „Gender and the Classical Diaspora“ mit einem gewissen Schwerpunkt auf den 1930er- und 1940er-Jahren, aber weit ausgreifend bis in ihre eigene akademische Erfahrungswelt. Aussagekräftig ist Halletts Feststellung bezüglich der Undurchdringlichkeit der ‚gläsernen Decke‘ (311): „It warrants attention that despite the formidable European academic backgrounds and professional survival skills of the female classicists who fled to the US during the classical diaspora, talents that immensely enriched their students and classics community at large, virtually none of them advanced to positions of leadership in their respective institutions, or in the US classics profession itself.“ Jaś Elsner schildert in „Room with a Few: Eduard Fraenkel and the Receptions of Reception“ die Entwicklung der Gedenkkultur. 2017 wurde angeregt, den ‚Fraenkel Room‘ im Corpus Christi College umzubenennen, da sich der Philologe sexueller Belästigung schuldig gemacht habe. 2018 wurde der Raum in ‚Refugee Scholars Room‘ umbenannt. Auf der dort angebrachten Plakette sind neben Fraenkel Paul Vinogradoff, Mikhail Rostovtzeff, Rudolf Pfeiffer und Isaiah Berlin ehrend genannt. Elsner zitiert eine Fülle von Aussagen und protokolliert die Chronologie der Ereignisse. Fünf Appendices bieten den gesamten Text der Plakette und wichtige Schriftstücke aus der Zeit des Umbenennungsprozesses.

„Part VI: Academic Practices“ hat eine gewisse Sonderstellung. Denn Graham Whitaker analysiert in „Congratulations and Celebrations: Unwrapping the Classical Festschrift“ das Genre (oder die buchbinderische Einheit) der Festschrift, und Christopher Stray beschreibt in „Working Together: Classical Scholars in Collaboration“ eine Vielzahl positiver Fallbeispiele. Whitaker differenziert zwischen Publikationen, die Institutionen ehren, und solchen, die Individuen feiern, nennt Sekundärliteratur zum Thema aus dem Jahr 1929 (erschieden im *Philological Quarterly*) und stellt verschiedene Motivationen für die Abfassung von Festschriften vor. Ein Blick in die (technisch mögliche) Zukunft macht nachdenklich (371): „As with other aspects of the Festschrift ‘game’ or ‘ritual’, nothing is fixed.“

If, however, a future honorand were offered only a text message with a request to ‘download your very own Festschrift in the comfort of your own home’, something would be amiss, like flat champagne. People may need congratulations from time to time. Celebrations need some fizz.” S t r a y geht in seiner historischen Darstellung, die er im 18. Jh. beginnt, über gelehrte Gesellschaften, deren er einige auflistet (391), weit hinaus. Er widmet sich der Kraft des Gemeinsamen, Interessen, die verbinden, dem Einfluss neuer Fächer, dem internationalen Austausch, Freundschaft unter Kollegen, die zu produktiven Ergebnissen führt, Publikationsformen und ganz unterschiedlichen Einsatzgebieten, die von der Verehrung für einen toten Gelehrten (namentlich Richard Porson) über Ritualforschung (die Cambridge Ritualists) bis zu Herausgeberschaften reichen (384): „Editors tended to hunt in pairs, as did Liddell and Scott.“ Auch Instituten (früher Seminaren), Museen und dem Einfluss deutscher Gelehrsamkeit auf Großbritannien räumt S t r a y breiten Raum ein. Am Ende steht ein Ausblick, (frei nach Hermann Hesse) ein neuer Anfang und gleichzeitig ein ideales Schlusswort für einen anregenden Band, eine Festschrift im besten Sinn – für ein Individuum (Christopher Stray) und für eine ganze Disziplin (396): „As I come to the end of this essay, I am glad to welcome a discussion of collaboration by a scholarly collective set up explicitly to practice a collaborative discussion of the future of Classics.“

Sonja Schreiner